ICH FREUE MICH SEHR

DIR
IHNEN
EUCH

DIE NO. 1

DER TYPOTRON-AUSGABE 2007
PERSÖNLICH WIDMEN ZU DÜRFEN

MAX OERTLI

GRAFIK ODER MALEREI?

VIELE TANTEN UND ÄLTLICHE COUSINEN
HATTEN ENDLICH MEINE ERZIEHUNG AN
DIE HAND GENOMMEN UND DAFÜR GESORGT,
DA ICH SO SCHÖNE OSTERHASEN MALEN
KONNTE – DASS ICH DIE KUNSTGEWERBE-
SCHULE BESUCHEN DURFTE. DAS WORT
KUNST GEFIEL MIR, "GEWERBE UND SCHULE"
SUCHTE ICH ZU VERGESSEN! IN DER
ERSTEN STUNDE SETZTE MIR DER LEHRER
EINEN WEISSEN HOLZWÜRFEL VOR: ZEICH-
NEN SIE DAS! DAS WAR EINE BELEI-
DIGUNG. MIR, DER ICH DOCH DEN WIL-
HELM TELL SOGAR IM SPRUNG AUS-
WENDIG ZEICHNEN KONNTE, EINE SO
EINFACHE AUFGABE ZU STELLEN? ICH
WAR VERUNSICHERT. ZAGHAFT MACH-
TE ICH MICH MIT EINER FEINEN KOHLE
AN DIE ARBEIT, DOCH SCHON NACH
KURZER ZEIT ERTÖNTE HINTER MIR
DIE STIMME DES LEHRERS: "JETZT
LUEGED EMOL WAS DÄ DO MACHT!
WÄRDE SIE DOCH COIFFÖR, ABER
CHÖMED SI NID ZU UNS!" BLÖD
FAND ICH DAS, SOGAR SAUBLÖD. DIE
DICKE DES STRICHES EMPFAND ICH

LEITPLANKEN ZUR KUNST

NICHT ALS QUALITÄTSKRITERIUM. ABER ICH KONNTE ES IHM JA ZEIGEN! IN DER PAUSE KAUFTE ICH IM MATERIALBÜRO EINE WEICHE, DAUMENDICKE KOHLE. NACH DER PAUSE ÜBERARBEITETE ICH MEINE ZEICHNUNG GRÜNDLICH. DAS NOCH NIE ERLEBTE SAMTENE SCHWARZ BEGEISTERTE MICH. ICH WURDE MITGERISSEN VOM UNENDLICHEN VARIANTENREICHTUM DER GRAU + SCHWARZTÖNE AUF MEINEM PAPIER – BIS MICH DIE STIMME MEINES SPÄTER SEHR GESCHÄTZTEN LEHRERS – WIEDER IN DEN RAUHEN ALLTAG ZURÜCKRISS: "JETZ LUEG EMOL DO ANE WAS DÄ WIEDER MACHT! WÄRDE SI DOCH CHÄMIFÄGER ABER GHÖMED SI NID ZU UNS IN'D KUNSTGWÄRBSCHUEL!"

DAS DILEMMA ZWISCHEN GRAFIK UND FREIER KUNST BEGLEITETE MICH TREU BIS ZUM ABSCHLUSS DER SCHULE. UNSICHER OB ICH BEI DER

LEITPLANKEN ZUR KUNST

GRAFIK BLEIBEN SOLLE ODER OB
ICH ALS FREIER MALER EINE GE-
WISSE ÜBERLEBENSCHANCE HÄTTE,
BEGAB ICH MICH (20) JÄHRIG, MIT
SORGFÄLTIG VORBEREITETER
MAPPE, ZU EINER MIR EMPFOHLENEN,
ERFOLGREICHEN KÜNSTLERIN IN
ZÜRICH:

"LÖN SI DIE MAPPE RUHIG ZUE!
JSCH DAS JETZT E KURLIGI FROG!
ENTWEDER SI GSPÜRED, DASS
SI FREIE KÜNSCHLER
MÜEND SI

DÄNN WÄRDET SI DAS AU –
OB GSCHIED ODER NÖD GSCHIED
DAS ISCH KEI FROG

– ODER SIE GSPÜRED
DA NÖD ZWINGEND,
DÄNN LÖND SIE'S UMS
HIMMELSWILLE
ZO HOCKE!"

DIESE AUSKUNFT GENÜGTE MIR
– LEBENSLÄNGLICH!

Typotron-Heft 25

Max Oertli, Maler und Bildhauer
Er-Innerungen

Meinen Kindern und Enkeln herzlich gewidmet.

Typotron-Heft 25

Max Oertli, Maler und Bildhauer
Er-Innerungen

Vorerst Patriotisches

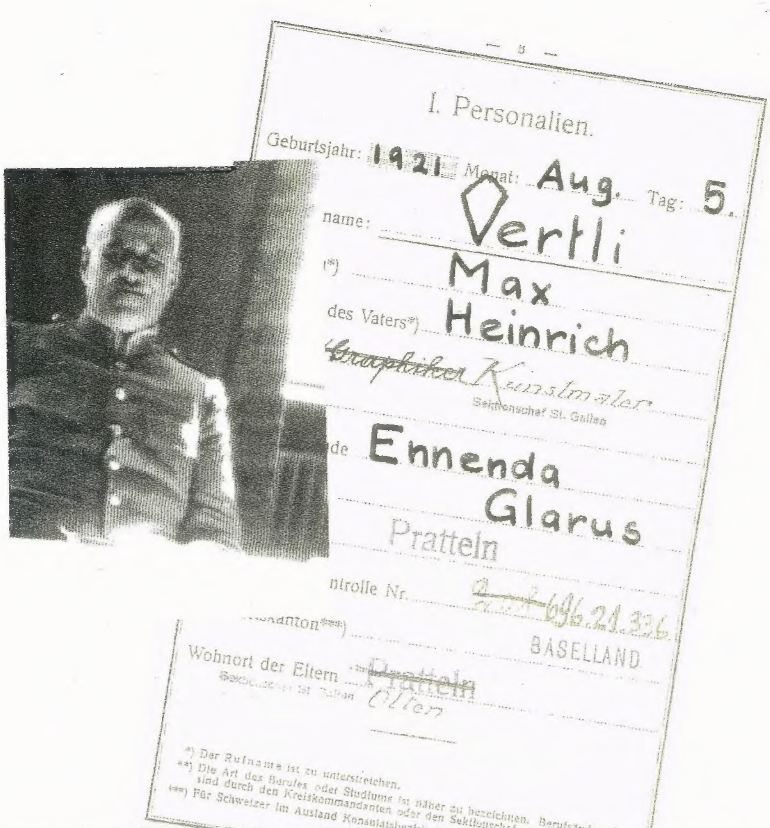
Mit meinen Eltern lebte ich in der Nähe von Basel, direkt am Rhein. Es war um 1940. Die Aktivitäten der Deutschen Armee auf der anderen Seite des Rheins wurden merklich intensiver, und der Exodus in Richtung Innerschweiz der offenbar gut informierten Basler in vollgepackten Autos wurde immer länger. In dieser Zeit absolvierte ich eine eisig kalte, aber ausgezeichnet geführte Rekrutenschule. Jedermann war angesichts der drohenden Gefahr voll motiviert. Aber später, in der ersten Aktivdienst-Kompanie, sah das ganz anders aus, im Klartext: bedenklich. Gewissen Gesprächen in Beizen nach dem Hauptverlesen konnte ich entnehmen, dass es das Beste wäre, beim Einmarsch der Deutschen einige unserer Offiziere sofort zu liquidieren und sich zu ergeben. Erschrocken meldete ich mich beim Kompanie-Kommandanten, wurde aber in einer dienstlichen Unterredung darauf hingewiesen, dass ich mich als Neuling nicht in die Probleme älterer und erfahrenerer Soldaten mischen solle. Und im Übrigen würde ich mich an gewisse Tatsachen schon gewöhnen müssen.

Aber das konnte ich eben nicht. Tage später, wegen Impfung im Krankenzimmer, hatte ich Zeit, in Ruhe alles zu überlegen, und kam zum Schluss: Kein Dienst mehr in einer solchen Kompanie! Ich packte meine Sachen zusammen, ermunterte einen Kameraden dasselbe zu tun – und schon waren wir am Bahnhof.

Auf dem Weg nach Hause überlegte ich mir, wie ich meiner Mutter – der Vater war damals dauernd im Dienst – meinen ungewöhnlichen ‹Urlaub› erklären könnte. Ich läutete an der Haustüre, stellte fest, dass es offensichtlich meiner Mutter nicht gut ging, denn ich hörte sie mit ungewohnt schwerem Schritt die Holztreppe herunterkommen. Der Schlüssel drehte sich, die Türe ging auf und vor mir stand – mein Vater! In voller Uniform. Oberst der Schweizer Armee! Eine zackige Achtungstellung des Sohnes war selbstverständlich. Dann ein gegenseitiges Erstaunen: ‹Wa machsch dänn du do?› Nach einigen hilflos gestammelten Worten, um meinen Schock zu überwinden, spuckte ich es aus: ‹Kein Tag länger machi Dienscht i dinner verdammte Schiiss-Armee!›

Mein Vater betrachtete mich ruhig, aber besorgt, denn sicher war sein erster Gedanke, ich hätte den Verstand verloren. Der Zorn des gewissenhaften Offiziers über seinen Sohn, der da so lümmelhaft mit seinem geliebten Vaterland umging, spiegelte sich in seinem Gesicht so wie auch die grosse Enttäuschung, dass da eine Familientradition, die der Armee durch Generationen immer nur tüchtige Offiziere geschenkt hatte, offensichtlich jäh durchbrochen wurde. Mein Vater schwieg noch immer. Dann wanderte sein Blick von mir zum Telefon: ‹Telefoniersch du de Heerespolizei, oder söll ich s mache?›

Natürlich war mir klar, dass da früher oder später die Heerespolizei eingeschaltet würde. Ich liess Vater aber gerne den Vortritt, immer noch in der Hoffnung, dass er es doch nicht tun würde und ich eine andere Lösung fände. Mein Vater griff ruhig zum Hörer, und ich hatte wieder einmal Gelegenheit, ihn zu bewundern, wie er mit klaren und umsichtigen Worten



— 5 —

I. Personalien.

Geburtsjahr: 1921 Monat: Aug. Tag: 5.

name: Oertli

(*) Max

des Vaters*) Heinrich

~~Graphiker~~ Kunstmaler

Sektionschef St. Gallen

de Ennenda

Glarus

Pratteln

ntrolle Nr. 696.21.336

Kanton***) BASELLAND

Wohnort der Eltern ~~Pratteln~~ Pratteln

Eltern

*) Der Rufname ist zu unterstreichen.
**) Die Art des Berufes oder Studiums ist näher zu bezeichnen. ... sind durch den Kreiskommandanten oder den Sektionschef ...
***) Für Schweizer im Ausland Konsulatsbezirk.

meine Verhaftung anordnete. Zwei Stunden später war ich, zusammen mit einem freundlichen Heerespolizisten, auf dem Weg zu meinem Dislokationsort. Dort gab es zuerst einmal ein amüsantes Verwirrspiel. Ich musste natürlich unverzüglich hinter Schloss und Riegel! Da aber zu Beginn des Aktivdienstes das Arrestwesen mir übertragen worden war, musste zuerst ein Stellvertreter bestimmt werden, der mich dann ordnungsgemäss einsperren konnte. Die offizielle Schlüsselübergabe, angeordnet vom Kommandanten, war filmreif! Mit Befriedigung stellte ich immerhin fest, dass ich für ‹meine Arrestanten› ein einigermassen gemütliches Lokal gefunden hatte, in das ich jetzt einsitzen konnte!

Der Rest ist rasch erzählt. Schon am nächsten Tag waren die ‹Violetten› da, von Tag zu Tag dann Ranghöhere! Es wurde gründlich untersucht, recherchiert und entlassen. – Beim nächsten Einrücken würde unsere Kompanie wohl schlanker, aber zuverlässiger wieder da stehen – auch ohne unseren Kommandanten an der Spitze! Er, der die vielen Nazifreunde, die sogenannten Fröntler, mit seiner eigenen politischen Auffassung magisch angezogen hatte.

Ich musste natürlich trotzdem bestraft werden – wegen Desertierens und Anstiftung dazu. Das milde Urteil lautete: zwei Monate Samstags-/Sonntagswache auf einsamen Jurahöhen. Diese Tage und Nächte im Jura gehören zu den eindrücklichsten und schönsten Naturerlebnissen meines ganzen Lebens. Ein Geschenk der Schweizer Armee.

Wander- und Lebenswege

Meine Frau und ich, beide neu in St.Gallen, lebten in meinem Atelier mitten in der Stadt. Das war lange Zeit eine sehr gute Lösung, bis – ja, bis meine Frau mich eines Tages darauf aufmerksam machte, ich müsse dringend eine Hebamme aufbieten. Bald fand ich auch eine, im Telefonbuch!

‹Was, eine Hausgeburt? Haben Sie sich das gut überlegt?› Ich beruhigte: ‹Nein, eigentlich keine richtige Hausgeburt – eher ein Atelierfest!› Aber da wurde die Hebamme hellhörig. ‹Atelier? Das muss ich mir zuerst ansehen.› Wir vereinbarten einen Termin, und ich wusste, was ich nun zu tun hatte. Zwei Tage lang räumte und putzte ich gründlich, verschob ganze Gipsberge, wischte unser Sägemehl, das wir zum Heizen brauchten, fein säuberlich in eine Ecke. Bücher, die sich überall im Atelier liegend wohl gefühlt hatten, wurden plötzlich der Grösse nach in ein Gestell gezwängt. Auf dem Gestell ein Kerzenständer, daneben eine Schale mit Konfekt. Noch nie hatte mein schönes Atelier so sehr unter Sauberkeit gelitten!

Die Hebamme erschien. Freudestrahlend öffnete ich ihr die Türe. Ohne einzutreten, mit einem souveränen Rundblick, erfasste sie die Situation. ‹So, Si sind also de Härr Oertli? Dänn mues ich Ine säge, i därä Unornig chunt kei Chind uf d Wält!› Doch da hörte sie schon die Stimme meiner Frau: ‹Das Chind chunt sicher do uf d Wält – d Frog isch nu, öb Si debi sind!› Eine Woche später war sie dabei – nörgelte aber nach getaner Arbeit an unserem Kind herum: ‹Gad e bitz choge chli isch es wore.› Meine Frau und ich aber schauten uns an und waren uns einig: Ein Grösseres hätten wir uns im Moment gar nicht leisten können...

Beheizbar war mein grosses Atelier kaum. Mit grossen Bildern hatten wir eine Ecke als Wohn- und Schlaftrakt abgeschottet. Ein kleiner Glätte-Ofen sorgte einigermassen für ‹Temperatur› in dieser Gegend.

Das änderte rapid, als der Schreiner, einige Häuser entfernt, einen neuen Sägemehl-Ofen anschaffte. Den ausgedienten und als gefährlich eingeschätzten, schenkte er mir. Fortan konnte ich das ganze Atelier heizen. Das bedeutete: drei- bis viermal am Tag den Gang mit dem Eisenbehälter zum Schreiner, Behälter füllen, Aufstieg zum Atelier, anzünden. Nach zirka drei viertel Stunden war das Atelier warm, der Ofen stellenweise glühend. Eilig verabschiedete man Mantel, Kittel und Pullover, um sie dann zirka zwei Stunden später voll Verlangen wieder zusammenzusuchen. Die heutigen Saunagänge waren damit vorweg genommen.

Der Ofen beanspruchte besonders liebevolle Aufmerksamkeit: Nicht selten kam es vor, dass ein Windstoss durchs Kamin das glühende Sägemehl zusammenbrechen liess, welches dann durch die Öffnung für die Sauerstoffzufuhr kräftig ausgespuckt wurde. Ein Raum, im Abstand von zwei bis drei Metern zum Ofen, musste immer frei von brennbarem Material sein. Aber auch die besonders wärmebedürftigen Modelle durften hier nicht platziert werden. Zwölf Jahre heizte ich mit dem ausgedienten Ofen noch zum Nulltarif – so gefährlich wie gemütlich! Nur zweimal in dieser Zeit musste die Feuerwehr wegen Mottbränden anrücken.

Das dritte Mal bedeutete das Aus für meinen Ofen. Ich hatte die ganze Nacht durchgearbeitet, und ich fror am Morgen erbärmlich. Ich stieg mit dem Behälter in das inzwischen eingerichtete Sägemehl-Lager unter meinem Atelier. Dort stellte ich plötzlich fest, dass es höchste Zeit war, meine nächtliche Arbeit abzuliefern, und ich eilte davon. Diese Situation nutzte der schamlose, noch warme Eisenbehälter, um geduldig, aber mit ‹Feuereifer› wieder einmal Stunk zu machen. Bei meiner Rückkehr stolperte ich im langen Gang zu meinem Atelier schlaftrunken über Schläuche und Kabel. Bei der aufgebrochenen Tür fiel mir ein hustender und von einem dichten ‹Rauch-Mantel› eingepackter Feuerwehr-Kommandant fast in die Arme. Meine Frage, was er da mache, war mit Sicherheit deplatziert, und seine Antwort tönte deshalb eher zornig: ‹Immer s Glich bi Ine! – Lösche tänk!›

Nach getaner Arbeit zogen seine Männer die Schläuche wieder ein, und der Kommandant hatte sogar noch Zeit für eine eindrückliche Strafpredigt und die zusätzliche Erklärung, dass nun wirklich Schluss sei mit dem ‹verdammten Ofen›. Aber immerhin, wir hatten beide den Eindruck, dass wir uns in den letzten Jahren schon recht vertraut geworden waren und wir uns eigentlich duzen könnten. ‹Arnold Flammer›, stellte er sich vor. Sein Name sass ihm wie massgeschneidert.



Am Sonntag erforschten wir jeweils die Umgebung der Stadt, unter anderem wanderten wir über die Anhöhen bei Abtwil. Ein unglaublicher Panoramablick über das ganze Appenzellerland und das Säntismassiv überraschte uns. Als idyllische Zugabe verbarg sich an unserem Standort, geborgen in einer Waldlichtung, ein kleines Bauernhaus. Unbewohnt, leider in einem jämmerlichen Zustand, restlos alle Scheiben zertrümmert. Vandalen mussten hier gewütet haben. Doch meine Frau übersah diese Verwüstungen, die ihr inmitten des grandiosen Naturerlebnisses völlig unbedeutend schienen, und war der überzeugenden Ansicht: ‹Do söt me wohne chöne, da wär ächti Läbesqualität!›

Der Satz begleitete mich nachts in meine Träume vom Säntis-Panoramablick. Und gleich daneben, ein Privileg der Traumwelt, lockten das gleissende Mittelmeer und die Küsten Afrikas, während links die weissen Häuser Griechenlands wie Sterne funkelten. Die ganze Welt stand uns also auf dem Hügel über Abtwil zur Verfügung!

Am nächsten Morgen, gleich nach dem Frühstück, machte ich mich klammheimlich auf und suchte nach dem Besitzer des Hauses. Er war rasch gefunden, hatte die Parzelle nur wegen des Landes gekauft. Das Haus werde er gelegentlich abreissen. Er lachte über mein Anliegen, darin zu wohnen, und machte mir klar, dass er keinen Rappen mehr investieren werde. Nach einer Stunde trennten wir uns in seinem Stall mit kräftigem Handschlag: Die Hütte würde er noch zehn Jahre stehen lassen. Ich könne darin zu einem symbolischen Zins von 20 Franken wohnen, müsse aber alles auf eigene Rechnung zusammenflicken. Den Schlüssel des Hauses hatte ich im Sack!

Jauchzend flog ich ins Tal hinunter, organisierte im Bahnhof St.Gallen einen Dienstmann, der ein dreirädriges motorisiertes Lastwägeli besass, und eröffnete dann meiner Frau, dass ich endlich eine Traumwohnung (ohne Ortsangabe!) gefunden hätte. In einer Stunde war alles im Moment Lebensnotwendige gepackt. Der Dienstmann fuhr mit seinem Chäreli los. Er hatte den Auftrag, mit dem mitgegebenen Besen in zwei Zimmern wenigstens die Scherben zusammenzuräumen. Wir waren mit unserem neuen Söhnchen zu Fuss unterwegs. Bis Abtwil gelangen mir noch einige Täuschungsmanöver. Dann hatte meine Frau meine Tricks durchschaut, und eine Stunde später war sie es, die jubelnd in unser neues Heim einzog, mit gutem Wasser in einem Reservoir nur 150 Meter vom Haus entfernt.

Neben den beinahe täglichen Märschen ins Atelier bastelte ich dann mit grosser Freude am Haus, setzte vor allem zuerst unzählige Fenster ein. (Notabene, die durchsichtige Plastikfolie, die fürs Erste Soforthilfe geboten hätte, war noch lange nicht erfunden.) Ein Jahr lang dachdeckerte, schreinerte, verputzte und malte ich, und bald sprach sich's herum, dass ich ‹das schönste Haus an schönster Lage› besässe. Immer mehr Besucher kamen, eines Tages ein Kollege mit zwei Verehrerinnen, die sofort erfassten: Das wäre ein Haus für ihn!

Einige Tage später sagte mir der alte Bauer so nebenbei, dass er das Haus nun doch verkaufe. Ganz verschmitzt fügte er bei: ‹I het doch niä tänkt, dass i dä alt Hufä no abbringe wör!› Aber auf meine entsetzten Einwände, dass wir doch ganz anderes miteinander vereinbart hätten, verhielt er sich



nach seiner Meinung sehr grosszügig. Ich hätte ihm nie den Eindruck gemacht, erklärte er mir, dass ich zahlungsfähig sei. Wenn ich das Haus aber jetzt kaufen wolle, so könne er mir Vorhand geben, das ‹Papier mit den andern› sei noch nicht gemacht, und wir hätten immerhin ein Jahr lang ‹choge guet gwärchet mitenand›. Ich fragte nach dem Preis. ‹Sächstusig chönt i för dadodo scho no ha›. Da waren für mich die Würfel gefallen. Völlig unbekannt in St.Gallen, ohne nachweisbar regelmässiges Einkommen – ich konnte diese Summe niemals auftreiben. Vier Wochen lang genossen wir noch Sonne, Wind und Regen in bester Qualität, dann musste ich meine Familie und den in der Zwischenzeit auch ein wenig angewachsenen Hausrat – wenigstens im Möbelwagen meines Nachfolgers – wieder ins Atelier zügeln.

Die Vertreibung aus dem Paradies hatte mir aber schon sehr zugesetzt. Ich kannte ja die rätselhaften und kaum durchschaubaren Schachzüge des Lebens noch zu wenig!

Natürlich hätte ich damals meinen Kollegen auf der Stelle umbringen können. Das wäre aber, aus rein historischer Sicht, sehr unklug gewesen. Ich habe nämlich allen Grund, ihm ein Leben lang dankbar zu sein: War doch besagter Kollege – 25 Jahre später – mit einer Frau bekannt, die dann auch meine Radierkurse besuchte und die mir in der Folge half, meine schwer erkrankte Frau zu pflegen und die heute – wiederum seit 20 geglückten Jahren – meine Frau ist.

‹Herr› Hagen

Ein Lieblingsmodell – auf der Strasse aufgegabelt, fast taub, seine gestammelte Sprache nur schwer verständlich. Dafür war seine Körpersprache umso intensiver und für mich als Zeichner deshalb besonders interessant. Reden mussten wir ja nicht viel, verliefen doch unsere Begegnungen immer nach dem gleichen Ritual: Herr Hagen kam nach Feierabend völlig verstaubt (er putzte täglich abends die Werkstatt eines Schreiners – ‹zum Geldvermehren›, wie er sagte), hockte sich in einen bequemen Stuhl, schlief augenblicklich ein. Schlafende Menschen haben mich schon immer fasziniert. Ihre Mimik ist ausser Kontrolle und deshalb überzeugend echt. Ich zeichnete jeweils eine Stunde, weckte ihn dann und übergab ihm das bescheidene Modellgeld.

Eines Tages wurde Herr Hagen ‹befördert›. Er musste mir für ein Winterhilfe-Plakat Modell sitzen, durchschaute schlau, dass ich damit eventuell Geld verdienen könnte, und verlangte zusätzlich 50 Rappen. Aber der Abend verlief ergebnislos. Thema für das Plakat war ‹Ein Mensch, der sein Essen auf dem Tisch hat›. – Wir hatten Herrn Hagen mit den nötigen Requisiten versorgt, aber er wusste nicht, was mit Messer und Gabel anfangen, und drehte seinen leeren ‹Modell-Teller› missmutig und kopfschüttelnd immer wieder um. Meine Frau erfasste rasch seinen Kummer und fragte, was er nächstes Mal essen möchte. ‹Kotelett›, errieten wir aus seinen Wort-Gesten. Meine Frau versprach ihm, dass er bei der nächsten Sitzung ein grosses saftiges Schweinskotelett bekomme. Da kam für einmal sein Nachsatz sehr schnell und überraschend klar: ‹Von denen mag ich immer zwei!› – Die nächste Sitzung, wohlverstanden mit zwei Riesenkoteletts, war dann auch denkbar authentisch! Mit überzeugender Ausdruckskraft verschlang er die beiden Stücke in kurzer Zeit, sein Schmatzen und seine Töne, die wohl höchstes Lob bedeuteten, waren meiner Frau Lohn genug. Nachher wollte er uns dann noch etwas mitteilen, konnte sich aber an diesem Tag nicht mehr so gut ausdrücken. Er behändigte einen Bleistift und schob mir bald einen Zettel zu: ‹Komisch – Kotelett ässe ohni Züg dromome.›

Mit der Zeit eskalierte die Situation und ich war frustriert. Denn immer, wenn mein Modell kam, hiess es: ‹Diä Woche gits kei Fleisch, de Härr Hagen chunt cho Kotlätt ässe!› – (mit ‹Züg dromome›!). Mit glasigen Augen durfte ich ihn dann zeichnen, obwohl ich die notwendigen Studien längst beendet hatte. Aber Herr Hagen und die Koteletts waren längst zum unumstösslichen Brauchtum in meinem Atelier geworden.

Schliesslich konnte ich Herrn Hagen aus finanziellen Gründen nicht mehr ‹engagieren›. Die Drohbriefe, die ich in der Folge immer wieder an der Ateliertüre fand, waren recht massiv und gipfelten in der kühnen, aber vermutlich wahren Behauptung:

‹Du wirst nie ein Böcklin, wenn Du ein so fauler Hund bist!›

Unsere Kontakte rissen aber trotzdem nicht ganz ab. Herr Hagen hatte noch mitbekommen, dass wir bald heiraten wollten, und er hatte darauf bestanden – und wir hatten es ihm hoch und heilig versprochen –, dass er das ‹offizielle› Hochzeitsfoto machen dürfe. Ein Fototermin war vereinbart





worden, und dazu erschien Herr Hagen mit einer aus Abfallholz selbstgebastelten Fotokiste, die aber immerhin vorne ein Loch hatte und etwas wie ein Glas darin. Nun nahmen wir die Sache natürlich gar nicht mehr ernst, markierten zwar Hochzeitspositur und warteten fast eine Stunde, bis es nach dem komplizierten Aufbau der Kiste irgendwo Klick machte. Wir hatten Herrn Hagen eine riesengrosse Freude bereitet, und wir waren deshalb auch nicht enttäuscht, dass aus seiner Kiste kein Foto kommen konnte.

Nach einer Woche erschien Herr Hagen strahlend mit seinem Glanzresultat – dem Hochzeitsfoto! Erst nachher habe ich herausgefunden, dass er ein fundierter Kenner hochtechnischer Kameras war. Die Hochzeits-Fotokiste war die sechzehnte, die er selbst gebaut hatte.



Kollegen unter sich

In den Fünfzigerjahren war's. Ein riesiger Theatervorhang musste in zwei Tagen noch gestaltet werden. Das Thema war gegeben: Eine Ansicht der Stadt, inklusive Klostertürmen, Kreuzbleiche und schönen Steinböcken auf Peter und Paul. Eine trockene Angelegenheit für einen Fasnachtsvorhang! Aber immerhin – das grosse Geld winkte! (Total 250 Franken, exklusive Farben.)

Nach einer Stunde Arbeit war mir klar, dass ich das nie allein schaffen würde. Also ein Hilferuf an meinen Kollegen Fredi Kobel. Keine Diskussion. Er würde abends zirka drei bis vier Stunden für den Finish zur Verfügung stehen. Einen Tag lang pinselte ich also allein. Abends sechs Uhr kam Fredi dazu. Und morgens um sechs Uhr, wir waren beide völlig erschöpft und durchfroren, fanden wir uns nochmals auf der drei Meter hohen Leiter wieder, um einen letzten Überblick über unsere Arbeit zu gewinnen. Wir hatten es geschafft. Wir waren zufrieden und glücklich und hatten sogar noch einen Zeitvorsprung! Der damalige Theaterdirektor, Dr. Kachler, würde erst um acht Uhr kommen, um die Arbeit zu begutachten, die Bühnenarbeiter sogar erst um neun Uhr, um die Leinwand für die Montage abzuholen.

Noch schnell zusammenräumen... Zu schnell allerdings!

Fredi und ich stiegen beide gleichzeitig auf derselben Seite auf unser Malbrett, zirka 15 Zentimeter über der liegenden Leinwand auf zwei Balken. Das Brett kippte auf unsere Seite, und der grosse Kessel mit der schwarzen Farbe auf der Gegenseite machte einen riesigen Hüpfer und ergoss seinen ganzen Inhalt über den schönen blauen St.-Galler-Himmel, über die schönsten Türme der Stadt und das liebliche Grün des Stadtparks, floss durch die Marktgasse und wieder hinauf nach Drei Weieren.

Aus – Schluss. Zu Ende der Traum vom ersehnten Honorar. Zu retten war da gar nichts mehr. Zum letzten Mal stiegen wir auf die Leiter, diesmal Auge in Auge mit unserem persönlichen Untergang. Verzweifelt, stumm und vernichtet starrten wir auf die schwarzen Pfützen, die sich auf eine Breite von fünf bis sechs Metern erstreckten. Schweigen.

Nur aus weiter Ferne erreichte mich die müde Stimme von Fredi: ‹Lueg emol döt links – grad wiä s Füdli vome Ross!› Das Stichwort war gefallen! Ein Blickkontakt zwischen uns genügte, schon waren wir hellwach wieder unten, pinselten an dem schönen Füdli weiter, über den Rücken zu Hals und Kopf, trieben den Gaul – durch die zufälligen Flecken eine Mischung von Apfelschimmel und Zebra – zum Trab und schliesslich zum wiehernden und glanzvollen Galopp über die Stadt St.Gallen. Wir waren begeistert und jetzt völlig in Fasnachtslaune. Nur eines war klar, und Fredi drückte es auch sehr klar aus: ‹Es isch und bliibt halt doch en schwäre, schwarze Siech!› Aber nun waren wir nicht mehr zu bremsen! Wir verliehen unserem Gaul zwei mächtige goldene Flügel: Der Pegasus war geboren, und wir dachten dabei nicht zuletzt an unseren Johann Linder, der damals der erste Fasnachtspoet und damit Vorgänger aller kommenden Schnitzelbänkler war.

Völlig hingegeben mit den letzten Pinselstrichen beschäftigt, hatten wir das Kommen von Theaterdirektor Kachler gar nicht bemerkt. Aber wir spitzten die Ohren, als er loslegte: ‹Jetzt lueg emol do aane – jo nai – wunderscheen – wunder-scheen! – wiä sin SI dänn nur uf die gueti Idee kho? Aber i kha Ihne jetzt scho saage: Fier diä Arbet kriege Si dänn scho e weneli mehr als mir abgmacht hän.›

Akrobatik-Show

In einem Wiederholungskurs in Walenstadt war der hohe Besuch unseres Oberst-Divisionärs angesagt. Die Truppe sollte sich dabei von der besten Seite zeigen. Unsere Aufgabe dafür war, das Kommandozelt des Nachrichtendienstes innerhalb von drei Viertelstunden nach Start an taktisch richtigem Ort einwandfrei aufgestellt zu haben. Die Inneneinrichtung war nicht gefragt. Die Zeit reichte gerade bis zum Kirchlein von Berschis. Wir packten aus, mussten aber feststellen, dass uns statt des bestellten Kommandozeltes das Sanitätszelt eingepackt worden war. Der Jeep raste zurück, brachte unser Zelt, wir begannen sofort mit dem Aufbau, aber – der Mittelmast fehlte! Keine Zeit mehr, um einen tauglichen Baum zu fällen! Die rettende Idee kam von zwei Kunstturnern aus Widnau, und sofort wurde geprobt. Drei Mann als ‹Fundament›, zwei Mann darauf als Mast, die Höhe reichte genau. Wie lange diese Stütze halten würde, war allerdings fraglich. Der Ernstfall sollte für uns deshalb erst bei Einfahrt des Besucherautos zur Steigung beginnen. Wir waren bereit. Jedermann hatte den Befehl, falls unser Bluff auffliegen würde, einfach befreiend und möglichst ansteckend zu lachen. Das Auto unten im Tal wurde gemeldet, unsere ‹Mittelstütze› verschwand unter den Blachen, das Zelt spannte sich und sah mustergültig aus.

Unser Gast stieg aus, erfasste mit geübtem Auge, dass Zeitplan, Tarnung und Verteidigungsmöglichkeiten klappten. Zudem wurde ihm der Zug korrekt gemeldet: ‹Bestand 24 Mann, anwesend 19 Mann, abkommandiert 5 Mann (unsere Mittelstütze!)›. Bei Erkundigung nach der Aufgabe der 5 Abkommandierten hätte ihm die Information ‹zur Sicherung des Zeltes› vermutlich genügt. Der Besuch interessierte sich aber mehr für Nachrichtendienst-Probleme. Die Gespräche mit den Soldaten wurden beängstigend lang. Besorgt stellte ich mit einem Seitenblick fest, dass das Zelt schon erheblich niedriger geworden war und am Giebel zu zittern und wanken begann, was man aber immer noch dem aufkommenden Wind zuschreiben konnte. Dann endlich – Abmeldung! Unser Oberst-Divisionär verabschiedete sich mit einigen anerkennenden Worten und verschwand mit dem Auto in der ersten Kurve im Wald. Das war auch genau der Moment, da das Zelt zusammenkrachte. Und schon krochen unsere erschöpften Mannen mit unserer Hilfe unter den Zeltblachen hervor.

Das wirklich befreiende und nicht mehr endenwollende Gelächter kam dann auch ohne Befehl!

Entweder – oder

Helen Dahm hatte im Alter von siebzig Jahren ihre erste umfassende und erfolgreiche Ausstellung im ‹Helmhaus› in Zürich. Ich bewunderte ihre kraftvolle und eigenständige Malerei und fragte sie telefonisch an, ob ich sie einmal besuchen dürfe. Sie war eine praktische Frau. Es freue sie sehr, wenn ich komme, ob ich ihr bei dieser Gelegenheit zwei, drei Dinge mitbringen könne? Kohle zum Beispiel? Knetgummi zum Beispiel? – Der Beispiele waren noch viele. – Dazu noch ein paar Farben und zwei grössere Leinwände?

Wir vereinbarten einen bestimmten Tag. Meine Frau schloss sich mir gerne an, da ich viel zu tragen hatte. Wir läuteten an der Tür des märchenhaften Häuschens von Helen Dahm. ‹Wer isch dänn do?›, tönte es nach einiger Zeit durch die verschlossene Tür. Ich erinnerte Helen Dahm an unsere Vereinbarung. ‹Jo, natürlich!›, aber sie habe noch eine andere Stimme gehört – eine Frauenstimme! Ich bestätigte ihr, immer durch die verschlossene Tür, dass die Stimme zu meiner voll bepackten Frau gehöre, die sich auch sehr für ihre Malerei interessiere. ‹Wa Frau? Si händ doch gsait, Si wölled Moler wärde. Dänn müend Si mir nöd mit ere Frau cho. Entweder – oder!› Ich hatte Glück, dass meine Frau im ersten Schock nicht alles stehen und fallen liess und ihrem ungewissen Schicksal entfloh.

Wir durften dann trotzdem eintreten und erlebten einen zauberhaften und sehr interessanten Nachmittag. Helen Dahms Ausstrahlung fesselte mich, für das Malerauge war sie sowieso eine Freude: in unendlich viele Röcke und Lumpen gewickelt, ein farbiges Frottiertuch um den Kopf geschlungen, die Füsse in ausgelatschten Finken steckend, bot sie das beeindruckende Bild einer orientalischen Magierin. Ihre einfache Liebenswürdigkeit, auch durch viele harte Prüfungen in ihrem Leben nicht zerstört, sondern tief verankert, war uns ein Geschenk. Ich fragte sie, ob ich sie, so wie sie jetzt dastehe, einmal malen dürfe.

Schon nach einer Woche rückte ich wieder in Oetwil am See an. Morgens zehn Uhr, wie abgemacht. Die Tür öffnete sich diesmal nicht. Sie sei noch gar nicht bereit, um zwei Uhr dann! Aber um zwei Uhr fand ich keine Spur der Malerin Helen Dahm mehr. Dafür sass auf dem alten Sofa ein mir fremdes, adrett verschnürtes Püppchen in schwarzem Tailleur in Pose, die Füsse in winzige Schuhe gequält.

Alle Versuche, über die Rückverwandlung in die Malerin Helen Dahm zu diskutieren, blieben eindeutig erfolglos. Für einmal war die Frau in ihr stärker als das grossartige Malweib.

Mein frustrierter Bleistift machte pro forma einige verlegene Versuche. Die Farben und Pinsel blieben enttäuscht im Rucksack. Helen Dahm war erstaunt, ‹wie schnell die Jungen heute fertig seien.› Ich machte mich bald auf den Heimweg und schleunigst ins Atelier. Dort malte ich die Skizzen zu einem Helen-Dahm-Bild.



Die äusserst schwierige Geburt des Nasobems

Ein Spielplatz war im Entstehen, ein kleiner Kunststein-Brunnen wurde aufgestellt. Siebenhundert Franken standen noch zur Verfügung. Der Brunnenrand konnte also noch gestaltet werden. Ein Fisch zum Beispiel. Ich bemühte mich redlich, doch vergeblich, fragte dann an, ob auch eine eigene Idee zur Gestaltung des kleinen Platzes möglich wäre. Die grossartige Antwort des damaligen Stadtbaumeisters Schenker lautete: ‹Jede Idee ist willkommen – sofern sie gut ist.› Also arbeitete ich an einem kleinen Spieltier aus Beton, ausgehend von einem Gedicht von Christian Morgenstern:

Auf seinen Nasen schreitet
einher das Nasobem,
von seinem Kind begleitet.
Es steht noch nicht im Brehm.

Das Gedicht gefiel dem Stadtbaumeister. Das Modell auch. Mein Budget von 3500 Franken gefiel ihm weniger. Er konnte besser rechnen, kam auf 5000 Franken und wollte versuchen, das dem Stadtrat schmackhaft zu machen. Offensichtlich gelang ihm dies. Der Stadtrat stimmte zu und erteilte mir den Auftrag. Ich war glücklich und konnte anfangen.



Nur ganz kurz wollte ich mich vorher noch entspannen. Ich reiste mit dem Farbkasten für eine Woche zu meinem Malerfreund ins Emmental. Dort wurde es dann aber nicht ent-spannend, eher spannend! Ich skizzierte und zeichnete in dieser Woche Hausierer, Mägde und Säufer, begann sie auch zu malen. Wirklich Zeit für uns hatten sowieso nur die Alten und Gebrechlichen, in entlegenen Gehöften oft schwierig zu erreichen, noch schwieriger, sie ins Atelier zu bekommen. Gleich drei dieser Modelle starben uns unter der Palette weg, was zur Folge hatte, dass wir sie dann zu Hause im ‹Seelenkämmerli› malten, oder, wenn dieses fehlte, aufgebahrt in der Küche.

So vergingen die Tage und Wochen. – So vergingen auch die Monate!

Durch eine Nachricht meiner Frau aufgeschreckt, verliess ich das Emmental fluchtartig und kehrte nach St.Gallen zurück. Dort erwarteten mich zwei wichtige Dinge: Erstens die Anfrage des Stadtbaumeisters, ob das Nasobem, wie vereinbart, nächste Woche versetzt werden könne. Zweitens – weit schlimmer – das kleine Modell des Nasobems, das mir überhaupt nicht mehr gefiel.

Der Architekt Le Corbusier stand mir wieder einmal zur Seite mit seinem überzeugenden Ausspruch: ‹Was soll ich mit einer guten Idee von gestern, wenn ich heute eine bessere habe›. Dem Hochbauamt teilte ich unverzüglich mit, dass nicht aufgestellt werden könne, da ich noch am ‹Überarbeiten› sei. Ich überarbeitete und überarbeitete! Aus dem kleinen Nasibus im Format 110 x 90 x 60 Zentimeter entwickelte sich das stattliche Nasobem im Format 305 x 220 x 200 Zentimeter. Aber wie konnte ich das Hochbauamt wieder von dieser neuen Idee überzeugen? Die Frage stand nicht allzu lange im Raum – dafür der Stadtbaumeister persönlich! Er wollte wissen, was ich unter ‹Überarbeiten› eigentlich verstehe. Er selber verstand gar nichts mehr: Die Maquette 1:1 stand übermächtig im Raum. Ich hörte ärgerliche Wortfetzen wie ‹gnueg Heu dunne›, ‹nei, jetz langets›, die sich langsam umwandelten in ‹I mue säge, mir gfallts vil besser. Wa wür dänn da wider choschte?› Wie gehabt: Er rechnete, ich assistierte, denn ich hatte wirklich keine Ahnung von diesem Gewerbe. Der Stadtbaumeister stieg überzeugt mit einem Kostenvoranschlag von maximal 16 000 Franken auf die Barrikaden. Der Stadtrat aber lehnte verärgert ab und fand einen so willkürlichen Umgang mit einem Auftrag mehr als merkwürdig. Der Quartierverein, der inzwischen Maquette und Modell gesehen hatte, begeisterte sich aber mächtig für eine Realisierung dieses Spieltiers und anerbot dem Stadtrat einen Beitrag von 5000 Franken. Die Freude der Bewohner und das Geld überzeugten. Der Auftrag wurde erteilt. Ich hütete mich davor, wieder eine ‹einwöchige› Verschnaufpause im Emmental einzulegen, und begann sofort.



Es war meine erste grosse plastische Aufgabe. Vom dazu notwendigen technischen Wissen hatte ich als Grafiker keine Ahnung. In der Endphase baute ich mein Nasobem im Freien mitten im Quartier, wo es hinkommen würde, und aus selbstverschuldeten Terminschwierigkeiten von Oktober bis Ende Dezember! Jeden Abend bis vierundzwanzig Uhr. Das gab natürlich viele Schaulustige und immer wieder sehr interessante Gespräche.

Besucher: Wie kommt es zum Betonguss, wenn das Gipsmodell fertig ist?

Oe: Ich mache ein Negativ aus zirka zweiundzwanzig Teilen, füge diese zusammen, oben ein Trichter, durch den ich den Beton einfülle.

Besucher: Oha! Man merkt, dass Sie nicht vom Fach sind! Das ergibt bei schätzungsweise vierzehn Tonnen enorme Senkungen und Schwundrisse. Ausserdem hält das Negativ bei dieser Form den Druck nie aus. Das Ganze muss sorgfältig von innen hohl aufgebaut werden. Sagen Sie Ihrem Chef, er solle nochmals über die Bücher gehen. Ich bin Architekt, ich weiss, wovon ich rede.

Einige Tage später.

Besucher: Wie kommt es zum Betonguss, wenn das Gipsmodell fertig ist?

Oe: Sehen Sie – glänzte ich mit meinem neuen Wissen – man kann das gemachte Negativ nicht einfach auffüllen. Das gäbe starke Senkungen und Schwundrisse. Das Ganze muss sorgfältig hohl aufgebaut werden.

Besucher (fassungslos): Sagen Sie, für welche Firma arbeiten Sie eigentlich? Die haben ja keine Ahnung von Pip und Pap. Eine Katastrophe sowas! Kondenswasser im Winter! Keine drei Jahre würde diese Figur überleben. Ich weiss, wovon ich rede, ich bin Ingenieur. Ihr Chef soll sich mit mir in Verbindung setzen.



Das grösste Osterei St.Gallens barg ein Nashorn-Kind

Ein 450 Kilo schwerer Oertli-Dank

f. «Nach 27jähriger Tragzeit wird Mathilde, das Nasibus Sömmerlicum an der Lilienstrasse, am Ostersonntagmorgen niederkommen. Das Jungtier Franz wird zwischen 9.12 und 9.18 Uhr aus seinem Riesenei ausschlüpfen.» So wurde das besondere Ereignis angekündigt und so fand es auch statt, unter Assistenz einer fröhlich gestimmten Kinder- und Erwachsenenschar aus dem Quartier.



Max Oertli hat eben das Zeichen gegeben zum Plündern des grössten Osternestes der Stadt. Der Knirps auf Mathilde hatte ganz vergessen, dass er eine halbe Stunde lang auf den Mohrenkopf oben auf dem Horn geguckt hatte.

(Fotos Künzler)

Bereits mit einem Brief vom 25. Mai 1954 hatte Maler und Bildhauer Max Oertli dem damaligen Stadtbaumeister Guggenbühl die gelegentliche Geburt eines Nashorn-Babys angekündigt. Es hatte eine lange Tragzeit, aber gut Ding will Weile haben. Wenn nun dieses Spieltier noch dieses Jahr zur Welt gekommen ist, so deshalb, weil der Künstler mit ihm, das an einen der ersten städtischen Aufträge anknüpft, der Stadt St.Gallen danken will für das gute Arbeitsklima. Wenn Max Oertli ein Fest plant, dann scheut er weder Mühe, noch Zeit und Geld, und wenn er es gar noch für Kinder tut, dann purzeln ihm die liebenswürdigen Ideen nur so zu. Tage zuvor hatte er neben Mathilde, auf dem schon unzählige Sömmerli-Kinder herumgerutscht sind, sich wie Könige gefühlt, gejauchzt und gesungen haben, eine Kiste plaziert. Auf der stand: Atemlöcher nicht verstopfen. Die Kinder lauschten an den Röhren und hörten doch tatsächlich etwas «schnaufen».



Vielleicht besucht Mathilde wieder einmal den Walter-Zoo. Franz bekäme dann ein Geschwisterchen. Max Oertli hat immerhin davon gesprochen.

Am Ostersonntagmorgen in der Früh spielte Max Oertli den Osterhasen. Anstelle der Kiste prangte nun ein riesiges weisses Osterei, geschmückt mit einer Rosamasche, und der Sand ringsum wurde zum grössten bunten Osternest. Auf den Sträuchern ringsum «blühten» Schoggieier und Mohrenköpfe. Vor neun Uhr schon versammelten sich dann Kinder und Erwachsene aus dem Quartier und Oertli-Freunde aus anderen Gegenden um Mathilde und ihr Ei. Die Süssigkeiten blieben unberührt, bis der wie ein Osterhase strahlende Max Oertli die disziplinierten Kinder ermunterte, sie müssten Platz schaffen, damit «Franz» schlüpfen könne. Mit dem Hörrohr horchte er nochmals die Herztöne ab, bevor die Schale gesprengt wurde. Nur noch die Nächststehenden konnten dann das weitere verfolgen, aber begeisterte Ooo's und Ah's und entzückte Ausrufe «neiau-wie-herzig», genau wie die Mathilde, einfach schnusig, kündeten von der glücklich verlaufenen Geburt. «Franz» wurde sofort von allen ins Herz geschlossen, zerst noch zaghaft gestreichelt und dann wagte sich der erste Dreikäsehoch auf seinen Rücken, ein Mädchen aufs Horn. Franz gehörte den Kindern, sie ihrerseits hatten ihn vorbehaltslos ins Herz geschlossen. Es ging unheimlich lang, bis alle auf ihm gesessen hatten – der erste Ritt auf Nashorn Franz wurde von Grossvätern, Grossmüttern, Vätern auf den Film gebannt.

Daneben nahm ein lachender Max Oertli die vielen Glückwünsche und Dankesworte entgegen. Seinen Freunden band er Franz als Lebkuchen um den Hals und aus einer weiteren Holzkiste zauberte er Gläser und Wein. Kunst hatte alte und neue Quartierbewohner einander näher gebracht, hatte sie einen besonders schönen Ostermorgen erleben lassen. Das Fest, musikalisch umrahmt von einer Gruppe der West-Musik, wurde auf Einladung von Quartiervereinspräsident Hans Büchel beim Eiertütschen in den Familiengärten fortgesetzt.

Ich beschloss, mich auf den sogenannten gesunden Menschenverstand zu verlassen. Die Figur wurde voll gegossen, allerdings, auf Grund der geführten Gespräche, mit einigen Spezialtricks!

Das Interesse der Quartierbewohner war sehr gross. Die vielen Fragen nahmen viel Zeit in Anspruch. So entschloss ich mich, eine schöne Tafel zu malen, auf der ich alles Wissenswerte mehr oder weniger scherzhaft beschrieb: Lebendgewicht, Nahrungsaufnahme und so weiter. Einen Tag lang pinselte ich an dieser Tafel herum. Am Abend pflanzte ich sie zur Orientierung neben das Nasobem. Gleichzeitig hatte das Hochbauamt, aus Angst vor Beschädigungen in dieser Endphase, eine nächtliche Überwachung durch die Securitas angeordnet. Am nächsten Morgen bei Arbeitsbeginn fand ich einen Zettel vor:

‹Bereits in der ersten Nacht meiner Überwachung zeigte sich, dass diese nötig war, indem eine Tafel aufgestellt wurde mit lauter Blödsinn drauf! Ich zerstörte sie allsogleich und schmiss sie unter das Podium.
Freundliche Grüsse Ihr Securitas-Mann›



Qualifizierte Lehrkraft gesucht

Meine Stelle als Grafiker hatte ich vor Monaten aufgegeben. Der ‹Scheidungsgrund› war ein rosaroter Pudding. Für ihn musste ich eine wunderschöne Werbekampagne machen. Den rosaroten Pudding selber aber fand ich ganz abscheulich. Mit solchen und ähnlichen Kompromissen wollte ich meine Zukunft nicht verbringen. Mein Briefkopf, den ich als Grafiker gestaltet hatte, lautete immer noch schlicht und einfach:

‹max oertli, optimist von weltruf›

Getreu dieser Devise konnte ich also ruhig mit neuen Einnahmequellen rechnen. Ich war nun ‹freier Maler›, setzte das mit Leinöl und Farbe auch in die Tat um. Die Nachkriegszeit ging aber mit den Künstlern ziemlich schonungslos um, Kunst wurde in diesen Jahren wenig gekauft. Die Lage wurde für mich und meine Familie wieder einmal sehr prekär. Im richtigen Moment entdeckte ich das Inserat ‹Qualifizierte Lehrkraft für Zeichnen und Werkunterricht gesucht›. Ich rief sofort an und sprach mit dem damaligen Direktor Wartenweiler des Landerziehungsheims Glarisegg. Dieser war bereit, meine Bewerbung an den Vorstand weiterzuleiten. Die Sache sei aber eilig, im Moment gebe es keinen Zeichenunterricht an der Schule. Der Vorgänger habe den Zeichensaal fluchtartig verlassen.

W: Wir sind interessiert, schicken Sie bitte umgehend Ihre Unterlagen und Zeugnisse.
Oe: Ich kann Ihnen einige Unterlagen schicken – Zeugnisse habe ich keine.
W: Jeder Mensch hat doch Schulzeugnisse!
Oe: Ich hatte! Sie waren aber allesamt so schlecht, dass ich sie im Zorn verbrannt habe.
W: Das ist wohl ein Witz? So wollen Sie sich bei mir für ein Lehramt für Mittelschulklassen bis zur Matur bewerben?
Oe: Ja, das möchte ich. Ich mache Ihnen aber gern den Vorschlag, dass ich zwei Monate probehalber unterrichte (zwei volle Tage in der Woche). Gefällt Ihnen meine Arbeit, so können wir vielleicht über eine Festanstellung sprechen. Wenn nicht, verlasse ich Glarisegg ein wenig beschämt wieder. Ohne Kostenfolge für die Schule.
W: Moment, ich rede noch mit meiner Frau … Gut, meine Frau und ich übernehmen das Risiko. Sie können nächste Woche anfangen, das bringen wir unserem Vorstand schon bei.

Beibehalten wurde auch ich, trotz einem fulminanten Fehlstart! Da ich der Ansicht war, dass Zeichnen und Gestalten auch etwas mit Ästhetik zu tun habe, fragte ich den Direktor, ob man den ursprünglich schönen, aber zweckentfremdeten und reichlich verwüsteten Zeichnungssaal restaurieren und neu gestalten könne. Ich merkte sofort, dass dies aus finanziellen Gründen gar nicht in Frage kam. Ich besann mich aber darauf, dass ich auch Werkunterricht zu geben hatte. Und schon waren wir mitten in der ‹kleinen Verschwörung›, wie wir es nannten. Mit dem Schülerrat wurde das ganze Vorgehen besprochen. Jede Klasse hatte, je nach Schwierigkeits-

grad, ihre Aufgabe zu übernehmen. Doch nicht das kleinste Merkmal durfte nach aussen dringen! Nur der Hauswart musste mit eingeweiht werden. Er wurde unser zuverlässigster Partner und verschaffte uns viel notwendiges Material wie Gips oder Farbe. Die Schüler, von Hause aus vielleicht ein bisschen verwöhnt und mit handwerklichem Geschick nicht gross gesegnet, entdeckten in sich neue Fähigkeiten und waren mit Begeisterung dabei. Es wurde gekratzt, abgelaugt, gespachtelt, abgebaut, neu gebaut, gehobelt, bemalt und eine ganze Töpferwerkstatt eingerichtet, was ein Wunschtraum der Schüler war. In fünf Wochen – mit viel Überzeit – war es so weit. Wir veranstalteten eine glanzvolle Sonntags-Vernissage unseres neuen Palastes. Das ganze ‹Schloss› erschien und staunte, denn niemand hatte von unserem Umbau das Geringste mitbekommen. Doch – einer hatte etwas gemerkt, und der hatte beharrlich geschwiegen. Der Direktor persönlich! Er erschien zu unserem Fest mit einem Stapel empörter Briefe erzürnter Eltern. Einen davon hatte er auf Karton aufgezogen und überreichte ihn mir persönlich:

‹Bitte, entlassen Sie diesen Spinner von Lehrer unverzüglich, der da glaubt, dass wir neben dem hohen Schulgeld, das wir bezahlen, auch noch Ihr altes Schloss aufmöbeln. – PS: Kinderarbeit ist in der Schweiz verboten!›

Nachdem sich die Gemüter wegen unserer ‹illegalen› Restauration des Zeichnungssaales besänftigt hatten, freute ich mich auf die erste Zeichnungsstunde im Schloss Glarisegg. Diese erste Stunde bescherte der Schule Glarisegg allerdings eine Strafklage.

Zu Beginn wollte ich mich über die zeichnerischen Fähigkeiten meiner Schüler informieren. Ich bildete drei Gruppen, Schwierigkeitsgrad eins, zwei und drei. Die guten Zeichner – den letzten Noten entsprechend – setzte ich vor einen etwas entlegenen Hühnerhof mit lebhaften weissen Hühnern. Meine Schüler zeigten sich enttäuscht und gelangweiligt. Sie hatten nach Tradition meines Vorgängers Farbe mitgenommen und wollten Bilder malen. Und nun der langweilige Bleistift! Ich machte sie auf die unendlich vielen Möglichkeiten dieses Werkzeuges aufmerksam und verabschiedete mich mit dem etwas nebulösen Satz: ‹Ir müend halt au eui Fantasie walte loo!› – ein Satz, der meine mangelnde pädagogische Ausbildung völlig blosslegte!

Ich beschäftigte mich mehr als eine Stunde mit den anderen zwei Gruppen. Als ich zurückkehrte, hatte sich die Situation völlig verändert. Keine einzige Zeichnung eines Huhnes war zu sehen. Und auch die Originalmodelle waren verschwunden. Sie seien frühzeitig wieder in den Stall eingerückt, so dass man – leider – gar nicht hätte zeichnen können, entnahm ich unterdrücktem Gekicher der Schüler. Etwas war faul an der Sache! Ich öffnete den Hühnerstall, und was da mit wütendem Gegacker herausquoll, das waren keine weissen Hühner mehr, das waren wunderschöne Goldfasane, die in allen möglichen Farben schillerten! Ich stand einen Moment fassungslos und wie versteinert da, und schon traf mich mein unpädagogischer Satz wie eine Ohrfeige: ‹Si händ doch gsait, mir söled üseri Fantasie walte loo…›

Ich musste mein bestes Pokerface aufsetzen, um mir nicht anmerken zu lassen, dass ich diese Metamorphose an sich witzig und erst noch sehr gut gemacht fand. Was mich als ‹Werklehrer› der vergangenen Wochen jedoch empörte und persönlich beleidigte, war die unbedachte Verwendung der Ölfarbe. Ein Umstand, der kaum mehr gut zu machen war. Fazit dieses ersten Unterrichtes war dann auch: Farbträger und Farbe müssen, je nach Verwendungszweck, immer aufeinander abgestimmt sein!

Aber nun zur Rückführung des zu Fasanen hochgestylten Federviehs in ihr bescheidenes eierlegendes Hühnerdasein! Am liebsten hätten wir das ganze Gegacker verpackt und in eine chemische Reinigung gebracht, zweifelten aber daran, eines der Hühner je wieder lebend zu sehen. Nach einigem Hin und Her war der Bussgang zum Bauer unvermeidlich, zumal einige der Hühner bereits Anzeichen psychischer Störungen erkennen liessen. Der erboste Bauer blieb beim Thema, das heisst, er machte nicht lange ‹Federlesens›. Ohne Kommentar telefonierte er dem Dorfpolizisten und erhob Strafklage wegen Tierquälerei, Schändung oder Vergewaltigung seiner Hühner – ‹oder wiä Ir dem ebe säged...›

Inzwischen hatten die Schüler den Ernst der Lage begriffen, eine eigentliche Putzorganisation aufgebaut und mit Hilfe von Freund Hauswart verschiedene Putzmittel ausprobiert. Mit reumütigem Totaleinsatz hatten sie sich sogar vom Abendessen abgemeldet. Der Bauer, längst mit dabei und gerührt vom Eifer der Schüler, fand sich bald damit ab, dass er in nächster Zukunft keine schneeweissen Hühner mehr besitzen würde, sondern je nach vorhergegangener Bemalung Hühner in dezent verwaschenem Grün, in leichtem Lila oder Zartrosa. Er überlegte bereits, ob er die Klage zurückziehen sollte, machte den Entschluss aber davon abhängig, ob er in den nächsten Tagen von seinen gefärbten Hühnern noch weisse, verkäufliche Eier bekommen würde.

Einige der Schüler wurden noch fachmännisch verarztet, denn die Hühnerwäscherei hatte einige kräftige Schnabelhiebe abgesetzt. Dann durfte sich die Klasse bereitmachen zum Nachtmarsch nach Mammern und zurück, dem traditionellen Strafmass für mittleren bis schweren Unfug – in Begleitung des zuständigen Lehrers natürlich, um weiteren Unfug auf dem Marsch zu vermeiden.

Nachts um elf Uhr kamen wir wieder heim. Ein reichlich befrachteter Tag lag hinter mir. Ich musste alles in Ruhe nochmals überdenken und ging zum See hinunter. Der zum Schloss gehörende Fussweg führte über die Bahnlinie, gesichert durch eine rotweisse Barriere. Verschiedenen Anschlägen in den Schulräumen hatte ich bereits entnommen, dass diese Barriere immer wieder Anreiz zu allen möglichen, auch gefährlichen Spässen bot. Das Überschreiten der Geleise bei geschlossener Schranke war deshalb absolut und unter Androhung strengster Strafverfolgung verboten!

Und ich wollte zum See...

Resigniert aber geduldig – oder auch nur müde – hockte ich wohl eine Viertelstunde vor den Geleisen, ehe ich mir bewusst wurde, dass laut Fahrplan heute ganz sicher kein Zug mehr durchfahren würde und der zuständige Wärter vergessen hatte, bei diesem kleinen Privatübergang die Barriere wieder hochzuziehen. Also gab ich ihr einen kleinen Schubs, hatte

freien Durchgang und konnte mir am ruhigen See nochmals den turbulenten, nicht sonderlich geglückten Tag durch den Kopf gehen lassen. Eine halbe Stunde später machte ich mich auf den Heimweg ins Schloss, froh darüber, dass die schlimmsten Tage vorüber waren. Beim Geleise angekommen, gab mir die offene Barriere aber plötzlich zu denken. Wenn nun der schlaue Streckenwärter die Barriere bei diesem Privatweg bewusst bis zur Durchfahrt des Frühzuges geschlossen liess? Das war denkbar und meine ‹Hilfeleistung› sehr gefährlich! Mit einem spontanen Satz hängte ich mich an die Barriere und mit einem entsetzlichen Gling-Glang-Gling-Glang, das anklagend durch die Nacht dröhnte, kam ich ernüchtert wieder auf die Erde zurück.

Am nächsten Tag vor dem Morgenessen gab es ein speziell angeordnetes Frühantreten der ganzen Schule. Vom entnervten Direktor, aufgeschreckt durch den Telefonanruf des Streckenwärters, musste ich vernehmen: ‹Schon wieder die Barriere! Aber das ist der blödeste, der dümmste und gefährlichste Bubenstreich, der je mit ihr getrieben wurde. Der oder die Schuldigen haben sich innert einer Stunde im Büro zu melden. Abtreten!›

Die Unterredung mit dem Direktor und seiner Frau verlief anders als erwartet. Die Vorstellung des um Mitternacht an der Barriere zappelnden neuen Lehrers führte bei beiden zu einem fröhlichen Gelächter. Der Direktor fand aber abschliessend doch, dass mein Jahresguthaben an verzeihlichen Sünden bereits in diesen Tagen ausgeschöpft sei. Und dann beim Appell vor dem Nachtessen ganz knapp: ‹Der Schuldige hat sich gemeldet und wird zur Rechenschaft gezogen.› Die Schüler rätselten noch lange, warum er diesmal keine Namen genannt hatte.

So verging für mich eine muntere, eine spannende, eine sehr anregende, aber nebenbei auch sehr produktive und glückliche Zeit in Glarisegg. Nach zwei Jahren aber kam bei mir die grosse Krise. Ich hatte mich bereits an ein bequemes Leben gewöhnt und konnte mir ein freies Malerleben ohne fixen Monatslohn kaum noch vorstellen.

Also – höchste Zeit zu gehen.

Der Gaukler

Der Bronzeguss des Gauklers, gegossen 1960 in Mendrisio, landete vorerst im Wasserwerk St.Gallen, wo die Kupferzuleitungen montiert werden mussten. Alle waren versammelt, die auf irgendwelche Weise mit dem Brunnen zu tun hatten. Natürlich auch der Mann, der das offizielle Amt des Brunnenputzers innehatte. Er war es denn auch, der beim Öffnen der Kiste empört aufschrie:

‹So woor i Sigrischt haisse, dä wüescht Siech putz i niä!›

Er war kaum zu beruhigen. Als ich ihm schonend zu bedenken gab, dass ich ihn auch nicht morgens um sechs Uhr, wenn er ungekämmt in langen Unterhosen herumhumple, auf seine Schönheit hin beurteilen würde, entfernte er sich wütend mit dem Gemurmel:

‹Aber de säb döt wird niä schöner!›

Der Gaukler wurde – nach vielen Schwierigkeiten mit seinem (wortwörtlichen!) ‹Fingerspitzengefühl› – aufgestellt, und der arme Brunnenputzer musste jeden Tag das Wasser laufen lassen und abends wieder abstellen. Aber vorerst floss nur ein müder, magerer Strahl aus den Gauklerfingern, und Sigrist meinte, darauf angesprochen, kategorisch:

‹Dä hät nöd mee verdient!›

Nach einigen Gesprächen – und einigen Bierchen – begriff dann auch der Brunnenputzer Sigrist, dass der Gaukler erst richtig lebendig wurde, wenn die Freude an den Wasserstrahlen ihn selbst und damit auch die Passanten erfasste.

Sigrist war bekehrt, die Minutenliter wurden nicht mehr abgewogen. Sigrist war zu meiner besten Reklamentrommel geworden.

Maler und Bildhauer – das grosse Dilemma

Eine Ausstellung von Skulpturen im Rheintal. Eine Transportfirma hatte mir einen mächtigen Kran geschickt, der dazugehörige Kranführer war ungefähr gleich breit und gleich schwer, ein einsilbiger und mürrischer Mensch. Geredet wurde nur das Nötigste. Doch nach der Arbeit ergab sich ein lebhaftes Gespräch:

‹So, so, Ir sönd also de Bildhauer vo all dem Züg?›

‹Jo.›

‹Und eure Name ischt Oertli?›

‹Mhm.›

‹I ha nemli au emol en Oertli kennt – aber eana isch en Moler gsi, und eana Sukoge hät mis Wyb födliblut obenabi gmolet – studiehalber heg är gseit! Sisch zwor no vor miner Hochsig gsi, aber eanem Siech wör i hüt no d Schnorre verhaue…!›

Ich trat einen Schritt zurück, nahm nochmals Mass – und schwieg…





Relativitätstheorie – nicht von Einstein

Anneli war eines der zahlreichen Kinder jener Familie, die in der Notwohnung im Klosterweidli 9 untergebracht war. Fast alle Geschwister hatte ich schon gemalt, aber ich wollte einmal auch noch ein Bild von der ganzen Familie haben. Ich schleppte ein Format von 220 x 150 cm nach Rotmonten. Tag für Tag war ich dann an der Arbeit. Mit Schwierigkeiten, denn das Bild hatte kaum Platz inmitten der Kinderschar. Zudem malten die Grösseren, wenn ich oben am Bild beschäftigt war, unten noch Feuerwehrautos, Frösche und natürlich auch den Globi in Öl auf die Leinwand! Es war ein zermürbender Nervenkrieg, aber nach drei Wochen war ich beinahe fertig. Einzig an der Mutter musste ich noch arbeiten.

Leider rief wieder einmal ein ganz dringender Broterwerb. Wir verstauten die Leinwand wie üblich unter drei nebeneinander stehenden Betten. In vierzehn Tagen würde ich wiederkommen. Aber es dauerte vier Wochen, bis ich weitermachen konnte. Nur – das Bild war nicht mehr da. Vergebliche Suche, bis der schlaue Alois sich vernehmen liess: ‹De Papi hät doch öppis gmacht demit hinderm Hus...›

Papi hatte etwas gemacht hinter dem Haus! Einen Velounterstand nämlich. Mein Bild als Dach, Bildseite nach oben, weil es so regendichter sei, wie er mir später fachmännisch erklärte. Der Wettereinfluss war nicht so gravierend, aber zwei dürre Äste der alten Föhre hatten die Leinwand bereits durchschlagen. Zudem wollte mir der Vater das Bild sowieso nicht mehr geben. Er habe relativ lange, nämlich einen ganzen Abend, daran ‹gekrampft› – ‹bis es ghebet hai›. Mit einem Achselzucken meinte er:

‹Chasch jo ä nöis mole wänt wötsch!›





Zügel-Termin

Wieder einmal wohnten wir völlig luxuriös in einem Bauernhaus hoch über der Stadt St.Gallen in St.Georgen. Zins 20 Franken, fliessend Wasser diesmal direkt vor dem Haus. Nur, wenn der Bauer seine Gülle ausfuhr, mussten wir sauberes Wasser während einiger Tage in der Küche des nächsten Nachbarn holen. Zwei Jahre genossen wir dieses fürstliche Leben. Dann der Schock für die ganze Familie: Kündigung! Das ganze Gebiet sollte überbaut werden. Der Besitzer räumte allerdings ein, das könne noch jahrelang dauern, wir dürften ruhig bleiben, das Haus sei abgeschrieben. Der Zins auch. Er melde sich wieder, ‹wenn's so weit sei›.

Also lebten wir fröhlich weiter im Paradies der Ruhe. Zwei Jahre lang. Dann änderte sich die Situation schlagartig: Eines Morgens, um sieben Uhr, ein fürchterlicher Lärm ums ganze Haus! Es tönte nach Weltuntergang! Mit einem Satz war ich aus dem Bett, riss im Pyjama die Haustüre auf und wurde von einem verblüfften Bauführer mit den Worten empfangen: ‹Jo verreckte Siech, do wohnt jo no eine! Aber Si, mir mönd do sofort abriisse!› Ich machte ihn höflich darauf aufmerksam, dass da nicht nur einer war, sondern eine ganze Familie mit einem 14 Tage alten Säugling – die nun nach und nach mit verstörten Gesichtern auftauchte – und dass der Besitzer völlig vergessen hatte, uns zu informieren. Ich merkte schnell, dass der Polier zwar eine harte Schale, aber ein butterweiches Herz hatte. Man konnte also mit ihm verhandeln! Nach fünf Minuten waren wir uns einig: Er würde zuerst die freistehende Scheune abbrechen – ‹e Sach vome halbe Tag›. Ich sagte ihm dafür zu, dass ich um zwei Uhr mit Hab und Gut und Kind und Kegel verschwunden sei. (Als Notlösung hatte ich immer noch das Atelier.) Ich besprach mich noch schnell mit meiner Familie, schwang mich aufs Velo mit dem Ziel Wohnungssuche und sauste los. Und mitten im Sausen passierte das Wunder.

Zwar ganz mit meinen eigenen Problemen beschäftigt, bemerkte ich trotzdem am Strassenrand den kleinen Alois von der Notwohnung im Klosterweidli 9, den ich schon oft gezeichnet hatte. Ich bremste, fuhr zurück und fragte, wie es ihm und seiner Familie gehe. Alois strahlte mich an: ‹Jetzt goots üs sauguet, mer wohnet nüm i däre huere Baragge, mir händ jetzt e richtigi Wohnig, d Baragge händs woorschinlich scho abbroche.›

Welch wichtige Information! Also – Richtungswechsel zum Klosterweidli Nummer 9 und Feststellung, dass die vergammelte Baracke noch stand und leer war! Anfrage bei der Liegenschaftsverwaltung, ob ich da vorübergehend wohnen könne. Jawohl, aber nur auf eigene Verantwortung – es regnete an einigen Stellen hinein – und höchstens für vierzehn Tage. Also zurück nach St.Georgen. Erneutes Gespräch mit dem Bauführer, der mir als Gegenleistung für den plötzlichen Rausschmiss eine einmalige Gratisfahrt mit seinem Lastwagen offerierte. Um vierzehn Uhr fuhren wir los. Die befristeten vierzehn Tage wurden später dann auf höchstens zwei Monate verlängert. Zu unserer aller Freude. – Ich wohne heute, nach 53 Jahren, nämlich immer noch darin!



Nachdem wir im Klosterweidli Nummer 9 eingezogen waren, dauerte es allerdings ein Weilchen, bis in unserer Umgebung der Verdacht aufkam, dass eine Familie ohne Telefon, ohne Radio und TV, ohne Bad, Dusche und Auto in gewissem Sinne doch eine ganz normale Familie sein könnte.

Der Chauffeur der Confiserie Roggwiller, der bei mir einmal eine prachtvolle Geschenktorte abliefern sollte, ging mit dem Normalitätsbegriff allerdings viel radikaler um. Er schrieb seinem Chef einen Zettel: ‹Wollte die Torte ordnungsgemäss abliefern, fand aber unter Nummer 9 kein Haus, nur eine Baracke, und nahm die Torte wieder mit.›

Eine einzigartige Einrichtung unserer Behausung war der ‹Elektroautomat›. Um unbezahlte Rechnungen zu vermeiden, hatte man dieses geniale Ding installiert: Besass man einen Franken, dann hatte man auch Licht. Hatte man keinen Franken zum Einwerfen, dann hatte man immer noch eine Kerze. Der Apparat hatte aber auch seine eigensinnigen Tücken. Immer

wieder passierte es, dass das Licht ausgerechnet dann ausging, wenn Besuch da war. Eines der Kinder erschien dann jeweils weinerlich: ‹s Liächt isch halt wider uusgange – hät ächt öpper en Fränkler? I sött no d Ufgobe mache!›

Meistens fand sich sofort ein Franken, hie und da kamen gleich einige Fränkler aus den Taschen unserer Gäste zum Vorschein, die sich köstlich über ‹unser System› amüsierten. Da wir nur drei schwache Glühbirnen im Haus zu speisen hatten, reichten die Fränkler wieder für eine ganze Woche!

Es ist wirklich nur meiner grenzenlosen Naivität zuzuschreiben, dass es ebenfalls wochenlang dauerte, bis bei mir die Alarmglocken läuteten und ich mit meinen Kindern ein ernsthaftes Gespräch führte, das allerdings nicht lange sehr ernsthaft blieb. Mit Begeisterung erzählten sie mir von ihrem üblen Trick, bei Anwesenheit von Besuch die Sicherung herauszuschrauben und dann ihr Klagelied anzustimmen. Sie sahen darin die einzige Möglichkeit, ihren hauseigenen Künstler finanziell zu unterstützen.



Besondere Bedingungen:
Falls dieses Mietobjekt wieder seiner eigentlichen Zweckbestimmung dienen muss so hat der Mieter das Haus nach erfolgter Kündigung vertraglich innert Monatsfrist zu räumen. Der Mieter hat kein Recht auf Aufschub. Die Vermieterin über nimmt keine Verpflichtung dem Mieter für eine andere Unterkunft zu sorgen.
Schäden infolge Einfrieren von Wasserleitungen, Klosett und Ablaufröhren gehen zu Lasten des Mieters.

Kollege Picasso greift ein

Ich besass kein Telefon, weder zu Hause noch im Atelier. Trotzdem fanden mich Bekannte eines Architekten in Zürich nach einigem Suchen bei der Arbeit im Atelier und überbrachten mir die erfreuliche Nachricht, dass ich grosse Chancen hätte, an einem sehr interessanten Wettbewerb mitzumachen. Voraussetzung war die Teilnahme an einer Vorbesprechung in Zürich am gleichen Tag um fünfzehn Uhr. Ich war zwar mitten beim Gipsen, aber das war noch zu schaffen. Ich ging nach Hause, zog mich um und begab mich zum Bahnhof – Morgenluft witternd, was die Zukunft betraf. Erst unterwegs unterzog ich mein Portemonnaie einer näheren Prüfung. Gähnende Leere! Einige Zwanzgerli und Zehnerli schienen mich hämisch anzugrinsen, aber immerhin, man konnte damit wenigstens telefonieren. Der erste Freund, den ich anrief, war unauffindbar, der zweite in den Ferien, der dritte gerade in Zürich. Nun bereits in Zeitnot, stürzte ich aus der Kabine und stolperte beinahe über einen meiner Schutzengel, der in Notfällen immer zur Stelle war und mir jetzt schnell etwas ins Ohr flüsterte.

‹Natürlich›, rief ich, ‹natürlich!› und eilte in die Buchhandlung, bei der ich Monatsrechnung hatte, erstand mir blitzschnell ein eben herausgekommenes Werk über Picasso, spurtete nun schon rekordverdächtig zum Bücherantiquar, der mir tief betrübt erklärte, dass er mir für dieses ‹relativ neue Buch› kaum die Hälfte des doch recht hohen Kaufpreises bezahlen könne. Mir war's recht!

Ich reiste nach Zürich, konnte an der Besprechung teilnehmen und wurde zum Wettbewerb zugelassen. Mein Schwachpunkt, dass ich nie eine Bildhauerlehre gemacht hatte, wurde vom Architekten unter den Tisch gewischt. – Drei Monate später hatte ich das Glück, den Wettbewerb für die Plastik in Kreuzlingen zu gewinnen.

In der Weiterentwicklung dieser Arbeit sorgte meine Abneigung gegen Telefone dann noch einmal für gewisse Turbulenzen. Eine Maquette wurde angefordert, 7 x 2,8 Meter, erstellt auf Grund des im Massstab 1:10 gefertigten Wettbewerbmodells. Man erwartete, dass sie am Freitag dem soundsovielten punkt vierzehn Uhr beim Schulhaus aufgestellt sei. Man werde aber vorher noch miteinander telefonieren. Ich erklärte, dass ich immer noch kein Telefon hätte. Das Telefonieren wäre aber auch nicht nötig. Die Maquette würde am bestimmten Tag punkt vierzehn Uhr an Ort sein. Am besagten Tag verlief dann eigentlich alles programmgemäss – fast alles:

Erstens arbeitete ich mit zwei Mitarbeitern noch bis Mittag halb zwölf Uhr im Atelier in St.Gallen, dann wurde aufgeladen, und wir fuhren nach Kreuzlingen.

Zweitens wollte zur selben Zeit der Präsident der Kunstkommission sich beim Schulhaus überzeugen, ob die Sache mit dem Aufstellen geklappt habe. Er telefonierte sofort seinen Kollegen, dass der junge Künstler sie nun doch im Stich gelassen habe. Man beschloss, sich trotzdem um vierzehn Uhr an Ort zu treffen, um das weitere Vorgehen zu besprechen.



Drittens waren wir in der Zwischenzeit bei der Schule angekommen, steckten die gut vorbereitete Pavatex-Maquette in einer halben Stunde zusammen und begaben uns zu einem wohlverdienten Bierchen.

Gegen vierzehn Uhr marschierte die Kommission geschlossen und erbost zum Schulhaus, erblickte von weitem meine Maquette, die ich als Betonrelief offensichtlich zu naturalistisch bemalt hatte. Denn nun ging das Spektakel los, wie mir andere Mitglieder später erzählten: ‹Himmelherrgott nochmal! So eine verdammte Frechheit von diesem Künstler! Wir haben doch klar abgemacht, dass wir vorgängig eine Maquette zur Abklärung wollen, und nun stellt der Frechling gleich die Ausführung auf! Wie hat der das bloss gemacht? Um halb zwölf war noch gar nichts da!›

Dann waren auch wir wieder – noch bevor sie ihren Irrtum bemerkt hatten – zur Stelle, denn es war jetzt punkt vierzehn Uhr, und alles löste sich in Minne auf.

Zwanzig Jahre später gelangte man an mich, weil die Plastik versetzt werden musste. Auf den Pausenplatz kam ein Erweiterungsbau zu stehen. Genau auf dem Standort der Plastik war eine Cafeteria geplant. Es erwies sich rasch, dass es unmöglich war, die massive Betonskulptur ohne Zerstörung zu versetzen. Das Ei des Kolumbus bot sich geradezu an: Die bestehende Betonplastik wurde kurzerhand als Innenwand in die Cafeteria integriert samt Flechten, die sich inzwischen angesetzt hatten. – Ein Stück Baugeschichte manifestierte sich.

Sehr hilfsbereite Männer

Bei uns gab's weder Radio noch Fernseher im Haus. Viele Jahre lang hatte ich die Offerte eines lieben Verwandten mit Fernsehgeschäft, uns so ein Ding gratis und franko zu verpassen, trotz Protestaktionen meiner Kinder standhaft abgelehnt. Ich wollte mir mein Weltbild selbst erstellen, und im Übrigen hatte ich mit meinen eigenen Bildern mehr als genug zu tun. Erst viele Jahre später, als meine Kinder argumentierten und anhand von Zeugnisnoten dokumentierten, dass ihre Klassenkameraden dank Radio und Fernseher immer eine Nase weiter vorn seien als sie, wurde ich langsam schwach und kaufte zur Weihnachtszeit eine Riesen-Kastenkombination von Radio und Plattenspieler. Der Radiomann würde dieses Wunderstück bei uns zu Hause montieren. Anderweitig beschäftigt, konnte ich leider bei diesem Jahrhundert-Ereignis nicht dabei sein. Meine Frau aber war orientiert: Mittwoch, nachmittags vier Uhr, kommt der Radiomann!

Er kam pünktlich, schimpfte zunächst über die kriminelle, total vereiste Sackgasse-Zufahrt zu unserer Behausung, beruhigte sich aber schnell bei einem guten Zvieri, das meine Frau für diesen denkwürdigen Tag bereitgestellt hatte: ‹So wird i gwöss nöd immer empfange!›. Offenbar war da ein Gesinnungsgenosse bei ihr zu Gast, denn er begeisterte sich vorerst nur für unsere ‹Antiquitäten›, die alle aus dem Brockenhaus stammten. Eifrig erkundigte er sich immer wieder, was denn dies oder jenes etwa kosten würde, bis es meiner Frau langsam peinlich wurde und sie dem Radiomann entschieden erklärte, dass dies alles Gebrauchsgegenstände seien, die wir nicht verkauften. Erst da fiel der folgenschwere und aufklärende Satz: ‹Jo, liebi Frau, es goht jo au nöd ums Verchaufe. I chumme als Betriibigsbeamte und muess bi Ine Gägeständ im Wärt von 493 Franke beschlagnahme! Diä Sache do, wo in Frog chömmet, sind aber alles Gebruchsgägeständ, wo n ich Ine nöd wägnäh tar. Händ Si dänn kain Radio, e TV-Grät oder so öppis?› Meine Frau verneinte mit gutem Gewissen, nicht ohne scheuen Blick zum Fenster hinaus, ob wohl der ‹richtige Radiomann› gleich vorfahren würde. Auch sonst glaubte sie, dass es sich bei der ganzen Angelegenheit um einen Irrtum handeln müsse. Handys, die diese verzwickte Lage augenblicklich geklärt hätten, gab es damals noch nicht. Unverrichteter Dinge musste sich der Beamte verabschieden. Er tat dies sehr freundlich, aber bestimmt, mit einigen Restzweifeln versehen und mit der Versicherung, dass er der Sache auf den Grund gehen werde.

Nun begann das, was meine Frau später das ‹best choreografierte Autoballett› nannte. Der falsche Radiomann stieg in sein Auto, spulte auf dem Glatteis hilflos hin und her und realisierte sofort, dass er ohne fremde Hilfe gar keine Chance hatte, hier je wieder wegzukommen. Stossgebete stiegen zum Himmel. Und siehe da, der gütige Himmel hatte ein Einsehen und schickte Soforthilfe! Die Strasse herunter kam, das heisst, rutschte und schlitterte ein grosser Kombiwagen (mit Radiomann!) und kam quer und ganz knapp vor der Stossstange des ersten Wagens zum Stehen.

Das Problem hatte sich verdoppelt. Beide Herren stiegen aus und begrüssten einander ausgesprochen höflich. Man erfasste ja sofort, dass man auf gegenseitige Hilfe angewiesen war. Nach kurzer Besprechung war alles

klar. Ein Rückwärtsfahren war wegen des tiefen Wassergrabens viel zu riskant. Also machten sie sich daran, den ersten Wagen an Ort zu wenden: ‹No e bitzli zrugg zerscht – noch linggs iischlo, nei noch linggs! – Halt, nöd so vil – Achtung, vorne rächts verwütsched Si de Liechtkandelaber – jetzt Gägestüür und no chli zrugg – no füüf Zentimeter – guet! – nei, nöd sovil – ohverdammt...!› Die Hinterräder waren jetzt doch im Graben gelandet. Bretter, Kisten, alte Teppiche wurden in meiner Werkstatt geholt, auch Schaufel und Pickel. Meine Frau eröffnete einen kleinen Kiosk mit Tee und Grappa, und mit Hilfe inzwischen dazugelaufener Nachbarn wurden beide Wagen fast spielerisch ohne Motor gewendet. Zehn Meter weiter oben hatte man sogar eine Ausweichstelle geschaffen! Allgemeines Händeschütteln und Danksagung, der Betreibungsbeamte setzte sich ans Steuer, und mit einem erlösten Winken und mit stossenden Nachbarn kurvte er um Zentimeter genau an unserem neuen Radio vorbei. – Drei Männer harrten aus, um später den Radiomann auch noch zu retten. Dieser montierte nun seine Kiste, und als ich heimkam, war schon wieder tiefer Friede eingezogen.

Die übliche fröhliche Begrüssung fiel diesmal allerdings aus. Alles lauschte fasziniert der etwas heiseren Stimme des bösen Wolfs (Trudi Gerster), womit bereits die erste unverzeihliche Bildungslücke meiner Kinder geschlossen war.

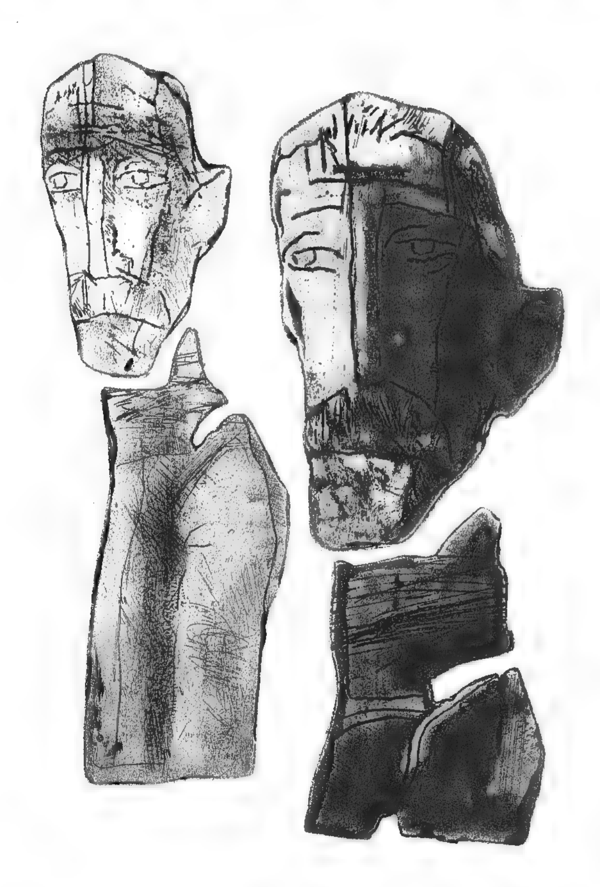
Später fanden sich Zahlungseinladungen und Betreibungstermine friedlich im Atelier unter Skizzen und Entwürfen. Ich hatte sie einfach nicht mehr beachtet, weil ich mit meinem ‹Kontrahenten› längst Friede und Freundschaft geschlossen hatte. Nur hatte dieser vergessen, die eingeleitete Betreibung zurückzuziehen!



Hunderter-Nägel

Josef Kopf – der Dichter und Freund durch viele Jahre. Geduldiges Modell zum Zeichnen und Malen durch ebenso viele Jahre. Aber widerborstiger, wenn auch liebenswürdiger Querschläger, wenn's ihm nicht passte. – Nachts, wenn auch für ihn der ‹Splügen-Spunte› geschlossen wurde, in dem er sich heimisch und geborgen fühlte, schaute er oft nach, ob in meinem Atelier noch Licht brenne. Wenn ja, machte er sich auf den beschwerlichen Weg ins Mühletobel, setzte sich bei mir im Atelier irgendwo hin und schaute mir zu. Meist bastelte ich noch irgend etwas.

Einmal war ich noch mit der letzten Installation für meine Radierwerkstatt beschäftigt. Einige massive Holzgestelle mussten noch zusammengefügt werden. Leider waren mir alle Nägel ausgegangen, ich verfügte nur noch über ein Paket Hunderter-Nägel (10 Zentimeter!). Am nächsten Tag sollte mein erster Radierkurs beginnen, die Arbeit musste deshalb fertig werden, auch mit den deplatzierten Riesennägeln. Josef Kopf schaute mir fasziniert zu, murmelte irgendetwas vor sich hin. Erst merkte ich gar nicht, dass er auf mich einschimpfte, doch dann wurde er massiver und nannte mich einen rücksichtslosen Menschen, und das konnte er sogar begründen: ‹Stell dir vor, du lebst nicht mehr, und irgendwelche Handwerker müssen deine Gestelle wieder abbrechen – mit diesen Nägeln!›









Natürlich hatte er Recht, und wir beschlossen, diese armen Kerle grosszügig zu entschädigen. Beide waren wir im Moment reich, jeder stiftete im Übermut 25 Franken. In einer Blechbüchse deponierten wir das Geld, ein Gedicht von Josef, eine Zeichnung von mir sowie eine aktuelle Seite des St.Galler Tagblattes. Wir verstauten die Büchse hinter den Gestellen, nagelten alles tüchtig zusammen und stellten uns die glücklichen Gesichter der zukünftigen Entdecker vor. Das war alles sicher gut gemeint, aber – es zeugte nicht von grosser Weitsicht! Wir hatten im Moment nicht bedacht, dass es bei uns beiden auch wieder einmal finanzielle Krisenzeiten geben könnte. So war es unvermeidlich, dass wir uns mehr als einmal in der Werkstatt zusammenfanden, wo Josef im Abbruch der Gestelle seine einzige Überlebenschance sah! Jedesmal aber musste ich ihm beschwörend erklären, dass der Weg zu den 50 Franken viel zu teuer zu stehen käme. Josef schüttelte dann nur traurig den Kopf:

‹Max, du dummer Mensch – Hunderter-Nägel!›

E bärndütsches Märli

Die Kommission für eine Plastik in Burgdorf kam zu mir ins Atelier. Die fünf Männer hatten Fotos des Gaukler-Brunnens gesehen.

‹Machid üs o so öppis.›

Nach längerem Gespräch war klar, dass ich dieses Thema nicht einfach wiederholen oder variieren konnte oder wollte. Ausserdem hatte ich den Verdacht, dass sich meine Formensprache im Dialog mit der Architektur in nächster Zeit stark ändern könnte.

‹Auso, dänn machid was dir wöit – aber dänn nid öppis Abschtrakts!›

Ein Jahr später erstellte ich eine Maquette 1:1 auf dem Platz des neuen Schulhauses, zirka vier Meter hoch, aber einiges zu klein, wie ich sofort feststellte. Ein Berner Kollege hatte mir aber empfohlen, mich mit Erklärungen zurückzuhalten und die Kommission zuerst reden zu lassen. Was diesmal sehr schwierig war, denn nach der üblichen Begrüssung – kein Wort! Schweigend umkreisten sie meine Maquetten wie hungrige Tiger ihr Opfer. Erst nach peinlich langer Zeit:

Der Erste: ‹Ämel jetz ischs jo doch abschtrakt!›

Der Zweite: ‹Ehh – mir gfauts trotzdem!›

Der Dritte: ‹Ämel mir ou.›

Der Vierte: ‹Auso dänn chöit Ir das mache.›

Aber wir hatten nicht mit dem fünften Schweiger gerechnet, der plötzlich aufbrauste:

‹Mi tüecht, das dörfti grösser si!›

Freudig pflichtete ich ihm bei, gab aber zu bedenken, dass damit das vorgesehene Budget wegen der Gusskosten massiv überschritten werden könnte. Da kam aber Nummer fünf auf mich zu, packte mich heftig am Kragen und fauchte mich an:

‹Losid einisch – dir chöit das gar nid so gross mache, das mir s nid chöi zaale!›

Ein Satz mit Seltenheitswert, Balsam für die Seele (und das Portemonnaie) eines Bildhauers.

Die Plastik war aufgestellt, bezahlt, mit den Schülern eingeweiht und vom Pantomimen Kaspar Fischer wortlos ‹erklärt› worden. Tage darauf eine Karte des Architekten: ‹Sollten nochmals zehntausend Franken eintreffen, so ist das kein Irrtum, sondern die Einsicht unsererseits, dass Ihre Arbeit nicht besonders gut bezahlt war.›

Für die seltene Grosszügigkeit wollte ich mich natürlich bedanken und schuf für den neuen Kindergarten eine Gruppe Spieltiere in Beton, die ich – mit einem Geschenkszettel versehen – eines Tages mit einem Lastwagen nach Burgdorf schickte. Ein Telefonanruf kam sofort nach Ankunft:

‹Die gfauet üs cheibe guet – aber die wei mir zahle!›





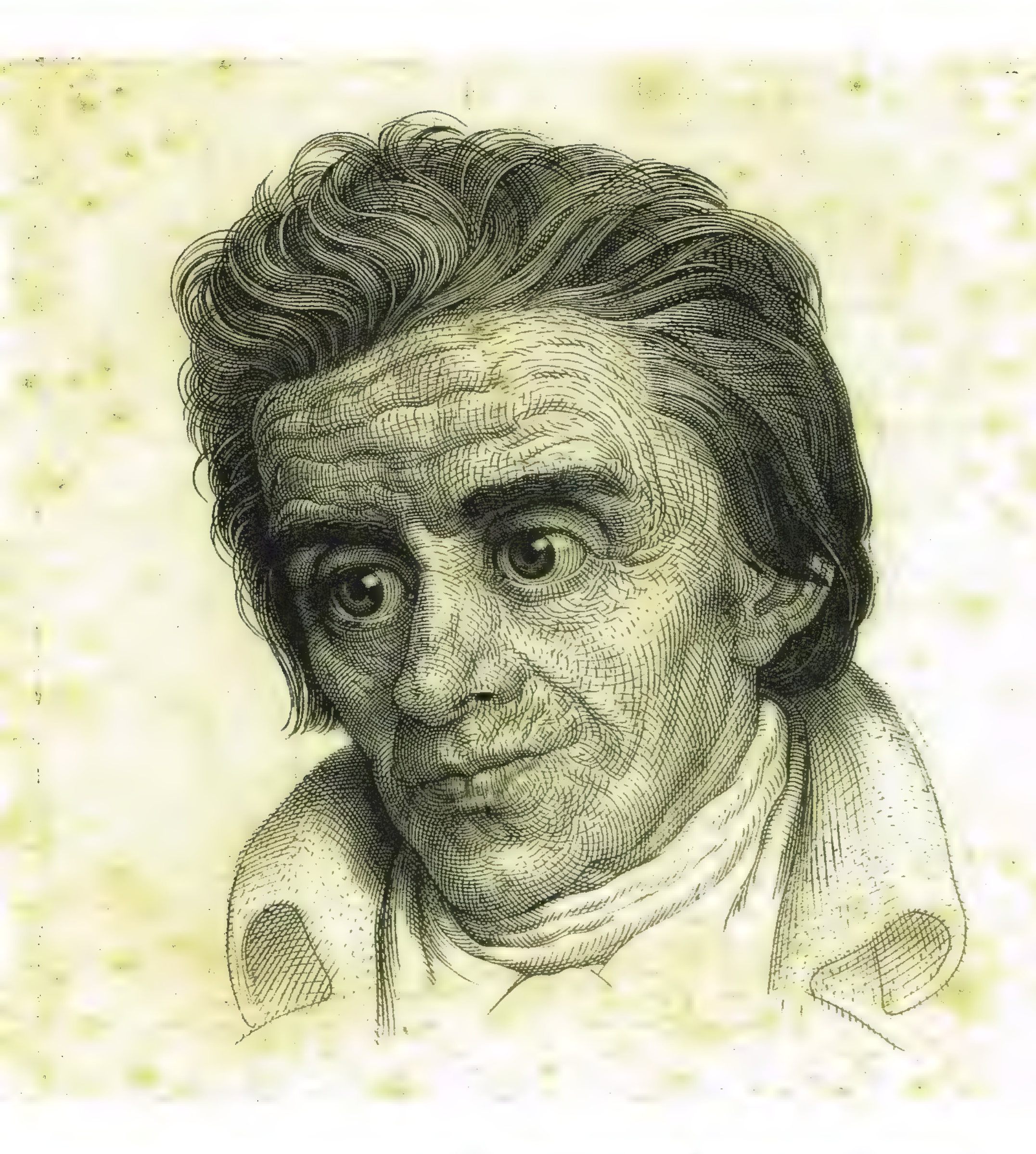


Pestalozzi – Subito

Dienst in Walenstadt. Ein entscheidender Nacht-Orientierungslauf war angesagt, von der Kaserne auf ausgeklügelten Umwegen und vielen Schikanen über den Walenstadterberg zurück in die Kaserne. Ich hatte schon viele Diensttage hinter mir, war damals (damals!) gut durchtrainiert und galt als Topfavorit für diesen Lauf.

Und wirklich, es lief mir ausgezeichnet. In völliger Dunkelheit erreichte ich den Walenstadterberg ganz allein, weit und breit kein Verfolger. Viele zu lösende Aufgaben hatte ich schon hinter mir. Ich überquerte die Höhe, und genau beim Haus des Künstlers Karl Bickel begann laut Kroki der Abstieg. Ich kurvte um die Ecke und realisierte, dass ich im Schein meiner Taschenlampe etwas ganz Erstaunliches gesehen hatte. Nochmals zurück – ich hatte ja genügend Vorsprung – und ich stand vor einem kleinen Schaukasten und erblickte den hervorragenden und bekannten Pestalozzi-Kupferstich, den Karl Bickel für die Briefmarke gestaltet hatte. ‹Fr. 70.–› stand daneben. Fr. 40.– hatte ich bei mir. Ich könnte eine Anzahlung machen! Da im Haus noch Licht brannte und immer noch kein Verfolger auftauchte, läutete ich. Frau Bickel erschien etwas erschrocken, fragte mich aber sofort rührend besorgt, was ich denn mitten in der Nacht so allein mache. Ob ich mich verirrt hätte, ob sie mir helfen könne? Nein, sagte ich, ich hätte nur gern den Pestalozzi, aber ich hätte es ein wenig eilig. ‹Subito› sagte ich noch unnötigerweise, weiss Gott, woher mir dieses Wort in dem Moment zufiel. Frau Bickel verschwand im Vorraum. Nach unendlich langem Suchen hörte ich sie sagen: ‹Karl, wo hast du das Schlüsseli vom kleinen Chäschtli hingelegt? Wo sagst du? – Nein, da ist es auch nicht. – Äs isch doch immer s Gliich mit dem tuusigs Schlüsseli!›

Hinter mir stürmten unversehens drei bis fünf Kameraden zu Tal, und ich war versucht, mich ihnen anzuschliessen. Aber verdammt, meine gute Erziehung verhinderte dies. Ich konnte doch nicht die gute Frau Bickel … Hinter mir raste eine ganze Gruppe um die Hausecke. … die gute Frau Bickel im Stich lassen, die sich meinetwegen solche Mühe machte und auch schon betagt war. Aber da erschien endlich die Frau Pestalozzi mit dem Schlüsseli – Entschuldigung: Frau Bickel natürlich. Aber das Schlüsseli wollte erst nicht passen. Schliesslich aber nahm Frau Bickel den Pestalozzi aus dem Kasten und wollte ihn – umhimmelswillenauchdasnoch! – schön verpacken. Ich aber schob ihn unter meinen Waffenrock und wollte mich schnell verabschieden. ‹Nur einen Moment noch›, sagte Frau Bickel, ‹mein Mann war schon fast im Bett, aber er möchte unbedingt den Soldaten kennenlernen, der ihm nachts um elf Uhr…› Nun keuchten und schepperten bereits die letzten Nachzügler an mir vorbei. ‹… nachts um elf Uhr einen Pestalozzi abkauft. Und für das Militär kostet der Pestalozzi sowieso nur die Hälfte›. Aber nun lagen meine Nerven zusammen mit meiner guten Erziehung völlig blank. Verzweifelt streckte ich das Geld hin und stürmte vermutlich ohne Dank davon, die mahnenden Worte von Frau Bickel im Ohr: ‹Gönzi bitte de Faarwäg abe – nöd d Abchürzige – döt chönted Si sich no weh mache!›



In der Kaserne traf ich weit abgeschlagen als Letzter ein und wurde vom Kommandanten persönlich empfangen, der wissen wollte, warum ich so total versagt hatte. Ich erzählte ihm meine Geschichte, und als Beweisstück klaubte ich den verschrumpelten und verschwitzten Herrn Pestalozzi von meiner Brust, dem man es keineswegs mehr ansah, dass man seinetwegen die Ehre des Vaterlandes aufs Spiel setzen konnte.

Ich aber betrachtete ihn glücklich. Ich würde den Zerknitterten schon wieder glatt hinkriegen. Sofort wurde mir aber die Relativität der Betrachtungsweise bewusst, denn mein Kommandant sah in der ganzen Geschichte vor allem den krassen und unverzeihlichen Verstoss gegen die Militärdisziplin.

Augenzwinkernd gab er mir zu verstehen, dass er mir die persönlichen Gefühle in dieser Angelegenheit durchaus nachfühlen könne, dass ich aber im Dienst lernen müsse, diese von momentan primären Aufgaben zu trennen. Dann ganz kurz: ‹Ich mache Ihnen den alternativen Vorschlag, wegen schwerem Verstoss gegen die Militärdisziplin Ihre Utensilien zu packen und den Kurs sofort zu verlassen, oder – in der nächsten Nacht die Übung allein und unter erschwerten Bedingungen zu wiederholen.›

Diesmal kam ich – auch ohne Pestalozzi – erst zur Tagwache zurück. Für die längere Zeit war neben erschwerten Aufgaben die Tatsache massgebend, dass ich besonders darauf achtete, in gefährlichem Felsgelände keinen Unfall zu riskieren. Wusste ich doch, was im Falle eines Unglücks den Kommandanten erwarten würde, der einen Untergebenen nachts allein in so risikoreiches Gebiet hetzte. Das wollte ich unbedingt vermeiden. Was ich nicht wusste, war, ich habe es erst später erfahren, dass ich bei jeder befohlenen Anlaufstelle von unsichtbaren Kameraden mit Funkgeräten sorgfältig überwacht wurde. Sogar die Sanität in der Kaserne war auf Pikett gesetzt worden. Das grosse menschliche Erlebnis dieser Übung aber war für mich, dass ich nachts um drei Uhr beim letzten Posten in kaum zugänglichem Felsgebiet von meinem Kommandanten persönlich mit einem heissen ‹Kafi-Schnaps› empfangen wurde. Obwohl er sich nichts anmerken liess, fühlte ich rasch, dass ihn die Angst um mein Wohlergehen hier hinauf getrieben hatte…

Selber erschöpft und in zerschlissenem Kittel, da er irgendwo abgerutscht war, übergab mir der Kommandant wortlos die nächsten Aufgaben, und ich war wieder entlassen. An verschiedenen Orten zeichnete ich noch die angeordneten Pläne – damals meist Verteidigungs-Dispositive gegen den ‹Feind, der von Osten kommt› –, dann war Schluss für diese Nacht.

Der Abstieg in die Kaserne begann. Dort traf ich meinen Kommandanten wieder, frisch geduscht und umgezogen, mit einem heissen Kaffee für mich und den einfachen Worten:

‹Isch in Ornig, ruebet Si sich us – innere Stund sind Si bi de Truppe!›




PRO JUVENTUTE 1927
20 HELVETIA
PRO JUVENTUTE 1927
20 HELVETIA
PRO JUVENTUTE 1927
20 HELVETIA
PRO JUVENTUTE 1927
20 HELVETIA
WINTERTHUR
24.XII.27.12
BRIEFVERSAND

Orgien? Orgien!

Eine Freundin unserer Familie, Elisabeth Guggenheim, selbst Künstlerin, hatte ihr Atelier in Paris. Ich schätzte vor allem ihre Radierungen, die dank guter Ausbildung bei Heyter in vielseitigen und interessanten Techniken entstanden. Ich hatte Gelegenheit, Elisabeth in Paris zu besuchen und fand aufgrund einer erhaltenen Skizze den Zugang zum Innenhof eines riesigen Wohnblocks, in dessen Mitte eine alte Bretterhütte stehen geblieben war. Kein Fussboden. Die grosse Radierpresse stand, mit ein paar Brettern unterstellt, auf blossem Erdboden. Ein alter Gasstrahler deutete mir an, wie da im Winter gearbeitet wurde. Ich staunte einmal mehr, wie gute Künstler in sehr bescheidenen und sogar widrigsten Verhältnissen gute Arbeit vollbringen können. Elisabeth kannte mein Atelier in St.Gallen, die grossen, ebenfalls kaum heizbaren Räume, und ermunterte mich, in meinem Atelier eine Möglichkeit zum Radieren einzurichten. Meine Bedenken, dass ich vom Radieren keine Ahnung hätte, zerstreute sie mit einem theoretischen Schnellkurs vor Abfahrt meines Zuges nach St.Gallen und mit dem Ratschlag, mir einige Radierwerkzeuge zu kaufen oder, wenn das nicht möglich sei, einige grosse Nägel anzuschleifen.

Völlig abgebrannt in St.Gallen zurück, empfing mich die Vollversammlung meiner allzeit bereiten Schutzengel: In meiner Abwesenheit waren zwei Zeichnungen von mir verkauft worden! Das übliche Ritual begann, nach dem die Hälfte des Erlöses dem Haushalt zugeteilt wurde. Die andere Hälfte sollte diesmal den Grundstein legen für die Radiererei.

Also fuhr ich mit 250 Franken nach Zürich zu Racher, suchte mir einige wunderschöne Werkzeuge und ein paar kleine Kupferplatten dazu aus. Von einem Herrn der Geschäftsleitung, der offensichtlich meine Begeisterung für die Werkzeuge mitverfolgt hatte, wurde ich in ein Gespräch verwickelt. Er verstand sehr viel vom Radieren und erklärte mir auch eindrücklich, warum ein guter Radierer seine Platten selber drucken müsse. Ob ich denn die grosse Radierpresse schon gesehen hätte? Natürlich hatte ich! Aber der stolze Preis von 7000 Franken war Lichtjahre von meinen Möglichkeiten entfernt, was ich dem freundlichen Herrn auch gleich sagte. Dieser meinte aber, er kenne sich mit den Sorgen und Nöten der Künstler sehr gut aus, und da er glaube, dass ich mich fürs Radieren besonders gut eigne (War das nun der nette Herr oder ein besonders schlauer Verkäufer?), würde er mir gerne helfen. Wenn ich mich ausweisen und ein kleines Depot – ‹von sagen wir einmal 200 Franken› – hinterlegen könne, dann sei er gerne bereit, mir die Presse zu verkaufen. Mit einer angenehmen Abzahlungsmöglichkeit von – ‹sagen wir einmal nur 300 Franken pro Monat›. Da gab es nichts mehr zu überlegen, die Anzahlung konnte ich auf den Tisch legen. Dafür musste ich aber die ausgesuchten schönen Werkzeuge wieder fein säuberlich in ihre Schachteln zurücklegen und dachte wieder ans Schleifen von Nägeln.

Mit einem überwältigenden Glücksgefühl kam ich nach Hause und erzählte meiner Frau, dass ich eine wunderschöne Radierpresse gekauft hätte – ganz billig – für nur 200 Franken. Der Rest sei in bequemen Ratenzahlungen ‹erst später› fällig. Meine Frau, derartige Schicksalsschläge gewohnt,

machte mich behutsam darauf aufmerksam, dass wir nicht einmal unseren Wohnungszins von 45 Franken immer pünktlich bezahlen konnten, und kam zu dem einzig logischen und vernünftigen Vorschlag, den Kauf so schnell wie möglich zu annullieren. Nach einem kurzen Gerangel mit meiner Seele musste ich meiner Frau natürlich kleinlaut Recht geben, annullierte aber nicht übereilig. Denn ein seltsames Kribbeln in meinem Hinterkopf empfahl mir, damit noch ein wenig zuzuwarten, möglichst so lange, bis die Druckpresse – ‹unglücklicherweise›, aber unaufhaltsam – nach St.Gallen unterwegs war.

Nach vierzehn Tagen stand die Presse in meinem Atelier und eine intensive Planungsphase begann: Wie konnten die Abzahlungsraten bezahlt werden? Es würde lange dauern, bis meine ersten gültigen Radierungen entstehen würden, noch länger bis zum eventuellen Verkauf. Nach Ausloten aller Möglichkeiten und angesichts der frisch geschmierten und geölten Presse, inzwischen Lieblingskind meiner Frau und Hoffnungsträger für eine gesicherte finanzielle Zukunft, blieb mir nur eines übrig: Sofort einen Radierkurs anbieten!

Zwei Telefongespräche waren dazu notwendig. Eines an die Migros Klubschule St.Gallen, die mir bestätigte, dass Anfragen für einen solchen Kurs bereits vorhanden seien und dieser deshalb sofort besetzt werden könnte. Leider hätten sie nicht gewusst, dass ich radieren könne und für Kurse im eigenen Atelier eingerichtet sei! Ein zweites Telefongespräch ging nach Zürich, wo ein älterer Kollege sehr gute Radierkurse durchführte. Ich fragte ihn an, ob er eventuell vor oder während der Kurse Kulidienste für jede erdenkliche Hilfe brauchen könnte. Unentgeltlich natürlich, da ich dabei nur lernen könne. Er war erstaunlicherweise begeistert. Noch entzückter waren Tage darauf die Teilnehmer darüber, dass plötzlich einer da war, der in ‹selbstloser Hilfsbereitschaft› für alle die gröbsten Arbeiten verrichtete! Industrieplatten wurden zugesägt, druckfreundlich abgeschrägt, poliert und grundiert, eingefärbt, gewischt, gedruckt. Dabei lernte ich alles, was ich dringend für meine Kurse lernen musste, unterstützt von meinem toleranten Kollegen, der meine Absicht kannte.

Ein hektisches Leben begann. Aber auch neu in meinem Leben ein bestimmter Rhythmus: Mittwoch nachmittags und abends meine Arbeit in Zürich, donnerstags die Verwertung des Gelernten in meinem Atelier, abends Weitergabe an meine Kursteilnehmer. Ich gebe gern zu, ein wenig war ich stolz darauf, dass nie jemand auf die Idee gekommen war, mich auf fehlende profunde Kenntnisse hinzuweisen, obwohl im Laufe der Jahre die Teilnehmer immer anspruchsvoller wurden. Nach jenen der Klubschulkurse waren es Absolventen der Grafikklassen, von Lehrerkursen und zum Schluss ausgezeichnete und begeisterungsfähige Maler- und Bildhauerkollegen. Kritisch wurde es in meinen Radierkursen dann, wenn ‹Vollprofis› auftauchten, das heisst, jene Kollegen, die bereits die höheren Weihen der berühmten Salzburger Radierkurse genossen hatten. Dann musste ich meine zusammengeklaubten Kenntnisse schleunigst auf Hochglanz polieren! Dabei kannten diese Herren nicht einmal die revolutionären Techniken unseres radierenden Lokführers Fridolin!

Dieser hatte mich eines Tages gefragt, ob er denn immer nur so schöne viereckige Plättli zum Radieren benutzen dürfe – warum denn nicht auch freie Formen? ‹Selbstverständlich›, hatte ich damals arglos erwidert. Am nächsten Radierabend erwischte ich den lieben Fridolin im letzten Moment, als er ein klobiges, zackiges Stück Eisenblech zum Durchziehen unter den Filz legte. Dieses Stück hätte nicht nur den teuren Filz ruiniert, bleibende Schäden wären auch an der Walze entstanden! Die Enttäuschung war gross, Fridolin aber einsichtig. Am nächsten Kursabend erschien er strahlend mit einem wunderschön flachen, eigenartig gestalteten Eisenblech mit interessanten Binnenformen. Es war dasselbe Stück wie letztes Mal, nur – Fridolin hatte es beim Rangieren mit seiner Lok immer wieder neu auf die Schiene gelegt und war so lange darüber gefahren, bis ‹au de Oertli gar nüt meh z schnorre gha hät!› – Die tadellosen Drucke gaben ihm Recht!

Eine peinliche Sache – aber das war noch ganz zur Anfangszeit – war die Frage eines Kursteilnehmers nach der Technik ‹Aquatinta Sucre›. Er habe das bei einer Radierung Picassos gelesen, sei überzeugt, dass dies ‹seine› Technik sei, denn solche Resultate stelle er sich vor! Ich war entsetzt. Natürlich hatte ich von dieser faszinierenden Technik schon gehört, von deren Aufbau hatte ich aber keine Ahnung. So musste ich dem Enttäuschten nahelegen, dass dies eine sehr anspruchsvolle Technik sei, die erst später drankomme, da man sie sorgfältig auf verschiedenen Grundkenntnissen aufbauen müsse! In einem nächsten Kurs vielleicht!

Am nächsten Kursabend in Zürich erschien ich bei meinem Kollegen mit der Frage nach ‹Aquatinta Sucre› auf der Zunge. Dieser betrachtete mich amüsiert: ‹Mein Lieber, das ist auch für dich noch zu früh, das ist nämlich eine sehr anspruchsvolle Technik, aufgebaut… usw. In einem nächsten Kurs vielleicht!›

Auf meine Fangfragen liess er dann aber doch einiges durchblicken. Am Donnerstag war dann mein Atelier voller Zuckerguss, und am Abend entstanden (ausnahmsweise) die ersten ‹Aquatinta Sucre›!

Die Arbeit mit meinen Künstlerkollegen war die schönste und intensivste Zeit meiner fünfundzwanzig Jahre dauernden Radierkurse, geprägt von Kameradschaft, kulinarischer Intermezzis und dem leidenschaftlichen Wunsch nach ‹guten Kupferplatten›. Dieses schöne Leben wurde nur kurz durch den Telefonanruf einer besorgten Ateliernachbarin an meine Frau in Frage gestellt: ‹Wissen Sie eigentlich, dass in diesem Atelier gemischte Orgien gefeiert werden?› Zweimal nur musste meine Frau leer schlucken. Dann erfuhr meine Nachbarin in bestem Baslerdialekt: ‹Jo dännge Si, das macht mir gar nit – das waiss i scho lang – das sin nämlig Arbetsorgie!›





Die katholischen Ferien

Es war unsere erste Fahrt mit der neu erworbenen Occasion – nach Italien, am ersten Tag nach der Fahrprüfung. Weder den Kindern noch mir – schon gar nicht dem Auto – konnte ich eine Direktfahrt nach Italien zumuten. Deshalb schlugen wir unser Zelt vorerst einmal auf einer Insel im Hinterrhein auf. Und da passierte es eben bereits: ein spektakulärer Sturz! Sofort erinnerten mich meine Schmerzen an frühere Rippenbrüche. Wir fuhren am nächsten Tag mit dem Ziel Mendrisio weiter, wo ich mich im Spital untersuchen lassen wollte. Aber bereits in Biasca war ich nicht mehr fähig, weiterzufahren. Wir stellten das Zelt erneut auf, wonach ich dann wieder voll zum Einsatz kam – wenigstens als Spielzeug meiner Kinder! An einem ‹Baggerloch› im Sand liegend, bot ich ihnen offensichtlich den Anblick eines gestrandeten und havarierten Wals, der sofort provisorisch behandelt werden musste. Mit Schilf und Zaunstecken wurde ich geschient, mit Zeltschnüren und Lianen eingeschnürt, mit Schlamm und Sand ‹vergipst›. Man bestaunte das schöne und hie und da jammernde Paket, war sich aber schnell einig, dass es noch ganz andere Erste-Hilfe-Methoden gäbe. Also wurde der Wal wieder ausgepackt, ins Wasser geschleppt, geschruppt – und die Behandlung konnte von neuem beginnen. Ein Spiel ohne Grenzen!

Am nächsten Tag dann erschienen die beiden bei unserem Zelt...

Mit umwerfend fröhlichen Sprüngen kamen zwei katholische Priester in ihren langen Soutanen auf uns zu, umarmten uns ganz herzlich und fielen einen Moment lang in stumme Verzweiflung, als sie merkten, dass wir gar

nicht die Familie waren, die sie erwartet hatten. Don Rodolfo, der asketische Dürre, und sein Gegenstück Don Carlo fassten sich aber rasch wieder und zählten an den Fingern ab, dass wir ja gleich viele waren, wie sie erwartet hatten. Das treffe sich gut, nun würden wir doch den Nachmittag zusammen verbringen können! Eine Antwort erwarteten sie gar nicht, sie waren ja auch bereits am Tschutten mit den Kindern. Es wurde ein übermütiger Nachmittag, das Zelt wurde im Nu zum Kasperlitheater umfunktioniert, Scharaden wurden gespielt – die Kinder hatten ihre idealen Spielkameraden gefunden. An ihrem havarierten Wal hatten sie, Gott sei Dank, jedes Interesse verloren. Nur zu trinken hatten wir bald nichts mehr. Da kam mir die Erinnerung an eine Flasche Rotwein, die ich den zwei Fratres offerieren konnte. Don Rodolfo studierte die Etikette sehr lange und aufmerksam und stellte die Flasche wieder auf den Tisch. Er verliess uns wortlos, kam aber gleich darauf wieder freudestrahlend mit einer Flasche Messwein vom Auto zurück. ‹*Questo è un vino buono – per una messa è il migliore dell' Italia!*› (Dies ist ein guter Wein, der beste Messwein Italiens!) Auch die Kinder mussten probieren, denn – Messwein kann niemals schaden!

Der fröhliche Nachmittag endete brüsk. Die beiden Priester erinnerten sich plötzlich an die Pflichten, die sie in ihren Gemeinden abends noch zu erfüllen hatten. Ein herzlicher Abschied, für alle noch ein Heiligen-Bildchen mit Magnet für den Kühlschrank, ein in den Sand gezeichnetes Kroki (zu einem kleinen italienischen Dorf in der Nähe der Schweizer Grenze) mit unserem Versprechen, am nächsten Abend vorbei zu kommen und auf ‹*il campeggio più bello del mondo*› (… auf dem schönsten Campingplatz der Welt …) zu übernachten. Unsere Jüngste beschloss diesen Tag mit dem einfachen Satz: ‹I wött grad hüt z Obig no katholisch wärde – da isch vil glätter!›

Der nächste Tag verlief um einiges ruhiger, nur ich wurde am Nachmittag unruhig. Das Gefühl beschlich mich, dass Don Rodolfo seine Einladung absolut verpflichtend gemeint hatte. So packten auch wir zusammen und fuhren los. In Mendrisio suchte ich noch das Spital auf, um Gewissheit über den Grund meiner Schmerzen zu bekommen. Nach langer Wartezeit – sie verging mit der Abklärung, wer für diese Untersuchung zuständig sei – wurde ich von zwei sehr jungen Ärzten begrüsst. Sie gratulierten mir zuerst, dass ich mich noch in der Schweiz gemeldet hätte, da die Spitäler in Italien bekanntlich ‹eher fragwürdig› seien. Sie stellten fest, dass ich mir keine Rippenbrüche, aber starke Quetschungen zugezogen hatte, versorgten mich mit den nötigen Schmerztabletten und entliessen mich. Nein, die Rechnung könne nicht sofort ausgestellt werden. Sie vertrauten meiner Heimadresse.

Ganz nebenbei: Ich landete dann eine Woche später – von Schmerzen geplagt – doch noch in einem dieser ‹fragwürdigen› Spitäler am Gardasee. Auf der Suche nach einer hilfreichen Seele irrte ich durch einen unendlich langen ehemaligen Kreuzgang und traf zufällig auf eine uralte, völlig ‹verschrumpelte› Ordensschwester, die mich freundlich nach meinem Problem fragte. Noch im Gang stehend, bat sie mich, mein Hemd hochzuziehen, huschte mit einem flinken kleinen Fingerchen von einer Rippe zur anderen, dabei sorgfältig die Reaktion in meinen Augen beobachtend, und entschied nach kaum dreissig Sekunden: ‹Sechs, sieben, acht Rippli kaputt! Röntgen! Einbinden!› Nachdem das Röntgenbild bestätigt hatte, dass diverse Brüche und Risse im Bereich der sechsten, siebten und achten Rippe vorhanden waren, wurde ich für den Rest meiner Ferien eingepackt. Auf meine Frage, wo ich das alles bezahlen könnte, nur fröhliches Gelächter: ‹*O niente – turisti – turisti!*› (Oh – nichts! Touristen! Touristen!). Ich beschloss damals, künftig beim geringsten Anzeichen einer Krankheit nach Italien zu reisen.

Vorläufig aber waren wir ja noch unterwegs zu Don Rodolfo. Kurz vor Einnachten fanden wir das kleine Dörfchen und suchten das Pfarrhaus auf. Don Rodolfo war leider nicht zu Hause. Er habe wohl noch auf dem Friedhof oben zu tun, erklärte uns die Köchin. Wir suchten ihn dort auf und fanden Don Rodolfo mit einer Sense bewaffnet, mit der er eben seine Arbeit beendet hatte. Mitten unter liebevoll gepflegten Gräbern hatte er die zentrale Grasrondelle als Campingplatz für uns vorbereitet! Aber erst müsse noch gegessen werden, wir hätten gewiss Hunger. Maria mache das ‹subito›, sie sei ‹*la cuoca migliore del mondo!*› (... die beste Köchin der Welt).

Im Pfarrhaus führte uns Don Rodolfo in die gute Stube und begab sich in die Küche, aus der ein ohrenbetäubender Lärm drang. Es wurde geschossen, geschrien und geröchelt. Don Rodolfo kehrte resigniert mit der Nachricht zurück, der Film – ein Western natürlich – habe erst vor kurzem begonnen, und Maria weigere sich zu kochen, ehe der letzte Bösewicht erschossen sei. Sie habe eben einen ganz ausgeprägten Gerechtigkeitssinn! Aber an Kochen war sowieso nicht zu denken, wie ich durch die geöffnete Tür hatte erkennen können. Die Küche war gerammelt voll Menschen, vom Säugling bis zum Greis. Die halbe Dorfbevölkerung war anwesend. Vermutlich besass Don Rodolfo damals den einzigen TV-Apparat im Dorf.

Unterdessen wurde es auch in der schön aufgeräumten Stube sehr lebendig. Don Rodolfo hatte alle möglichen Spielsachen angeschleppt, unter anderem ein altes Kegelspiel, so dass sich der unterschiedliche Lärmpegel von Küche und Wohnzimmer allmählich ausglich. Es dauerte unendlich lange, aber dann hatte John Wayne in der Küche seine edle Arbeit getan und ritt davon. Der Film war zu Ende. Das war der Moment, da Don Rodolfo blitzschnell reagierte. Mit zwei, drei Sätzen war er in der Küche, zog den Stecker aus dem Fernseher und machte seine ‹*cuoca migliore del mondo*› (... seine beste Köchin der Welt) darauf aufmerksam, dass jetzt – ‹subito› – Gäste zu verpflegen seien. Es war inzwischen nach zweiundzwanzig Uhr. Eine völlig erlöste, strahlende Maria erschien und erkundigte sich nach Spezialwünschen. Dann begann ein emsiges Treiben, in das auch Don Rodolfo involviert war.



In der Zwischenzeit hatten wir Familienprobleme zu lösen, was nicht ohne Geflüster möglich war: Meine ältere Tochter, die damals eben den Konfirmandenunterricht besuchte, fragte sich, ob sie ihrem gestrengen Herrn Pfarrer je wieder in die Augen sehen könne, da sie doch die schönsten Ferientage mit katholischen Priestern verbringe. Meine jüngste Tochter machte mich nervös, weil sie dauernd unter dem Tisch herumfuchtelte. Auf meine Frage brachte sie zwei ein wenig verkrampfte Hände zum Vorschein und erklärte mir, dass sie provisorisch versuche, ‹katholisch zu beten›.

Endlich war es so weit. Don Rodolfo, der mit Sicherheit die Probleme unserer Kinder längst erfasst hatte, hockte sich an den inzwischen mit Speis und Trank randvollen Tisch und rief fröhlich in die Runde: *‹Allora – buon appetito, amici!›* (Also – guten Appetit, meine Freunde!) Das üppige Mahl zog sich lange hin. Erst nach Mitternacht erzählte Don Rodolfo von seinem besten Freund, Don Carlo, dem *‹elettricista più ingegnoso del mondo›* (Don Carlo, dem genialsten Elektriker der Welt), der ihm auch das Geläute seiner Kirche elektrifiziert hätte. In Don Rodolfos Studierecke stand auch tatsächlich eine Kiste mit Tastatur, auf der man alle einfachen Melodien spielen konnte. Die Kinder – zwischen den herrlichen ‹dolci› sanft eingeschlafen – wachten auf und waren augenblicklich interessiert. Und sofort offerierte Don Rodolfo ein Wunschkonzert. Man war sich schnell einig: ‹Schuemächerli, Schuemächerli, was choschtet…›. Und im nächsten Moment wurde das stille Dorf überflutet von den bekannt harten Glocken-Hammerschlägen: ‹Schue-mä-cher-li, Schue-mä-cher-li…›. Entsetzt sprangen wir auf und fragten Don Rodolfo, was wohl seine im Schlaf aufgeschreckten Leute im Dorf denken würden. ‹Oh, denken sie, Don Rodolfo hat wieder Besuch – und kehren sich auf die andere Seite. Und übrigens «Schuemächerli» haben sie noch nie gehört!›

Eine wunderbare Sternennacht erübrigte es, das Zelt aufzuschlagen. Wir wickelten uns auf unserem ‹Campingplatz› in Decken und Schlafsäcke und wünschten allen hier Anwesenden, dass sie ebenso friedlich schlafen würden wie wir. Gegen fünf Uhr weckte mich ein empfindlicher, unbeabsichtigter Stoss in die Rippen. Es war Don Rodolfo im langen Nachthemd, der zwei oder drei Coca-Cola-Sonnenschirme zwischen uns in den Boden rammte, denn es hatte leicht zu regnen begonnen. Niemand von der Familie hatte davon etwas mitbekommen. Alle blinzelten beim späten Erwachen erstaunt in die Coca-Cola-Dächer in ‹ihrem› Friedhof, durch die schon wieder die Sonne schien.

Am Morgen war der Besuch des Marktes in Luino angesagt. Kaum angekommen, erlebten wir innerhalb einer Stunde die wundersame Verwandlung des dürren Don Rodolfo in den würdevoll behäbigen, um nicht zu sagen dickbäuchigen Priester, dessen Formen allerdings meinen anatomischen Kenntnissen gar nicht entsprachen. Jedesmal, wenn Don Rodolfo einen Gegenstand nur etwas zu lange angeschaut hatte, wurde ihm dieser – in Verehrung – diskret zugeschoben. Seifen, Socken, Kinderkleidchen, Haarwickler – alles wanderte durch einen Seitenschlitz unter seine Soutane, wo er eine veritable Markttasche eingenäht haben musste. Die Verehrung des Don Rodolfo war echt und spontan, das spürte man. Seit ich aber




wusste, dass der Priester im Nebenjob auch Reiseleiter war und in dieser Funktion Cars voll kauffreudiger Touristen nach Luino brachte, war die Verbindung zu Werbegeschenken natürlich naheliegend. Kaum zurück im Pfarrhaus, wurde Don Rodolfo von zahlreichen ‹zufällig› anwesenden Dorfbewohnern umringt (sie waren über den Marktbesuch ihres Priesters von Maria bestens informiert) und wie eine wandelnde Wundertüte bestaunt. Beim Verteilen des ganzen Segens erwies es sich nicht selten, dass Don Rodolfo bei gewissen Dingen an bestimmte Schäfchen seiner Gemeinde gedacht hatte! Schlank und rank stand er am Schluss wieder da, dankte noch schnell seinem Herrn, dass seine arme Gemeinde am Reichtum dieser Welt teilnehmen durfte. Dann scheuchte Maria alle Anwesenden wieder zum Haus hinaus.

Nach einem Schiffsausflug auf die Isola di Brissago, wo Don Rodolfo umfassendes historisches Wissen verriet, das weit über die Ufer der Insel hinaus reichte, ging es wieder zurück ins heimatliche Pfarrhaus. Von da wollten wir zu Don Carlos Haus aufbrechen, wo uns mit einer ‹*illuminazione*› (Beleuchtung) der Höhepunkt des Tages erwarten würde. Ziel war eines der ‹nächsten Dörfer›, immerhin fünfzig Kilometer entfernt, wie wir nachher feststellen konnten. Don Rodolfo brauste mit einem Tempo los, das nicht gottbefohlen, sondern eher vom Teufel diktiert war. Meine Frau, die in seinem Auto mitfahren ‹durfte›, erzählte mir später über diese Schreckensfahrt: Don Rodolfo bändigte mit seiner Rechten ein zitterndes Steuerrad, der linke Arm hing lässig aus dem Fenster. Neben ihm sass seine neunundachtzigjährige Mutter, eine gebürtige Deutschschweizerin. Synchron hing ihr dürres Ärmchen zum rechten Fenster hinaus und bei jedem Überholen immer wieder ihre wegwerfende Handbewegung – ‹Gange du wägg – chonnt Don Rodolfo!› Wir anderen hatten natürlich längst den Kontakt mit dem einen noch funktionierenden Rücklicht seines Fiats verloren. Don Rodolfo wartete aber geduldig bei jeder entscheidenden Kreuzung, so dass wir gemeinsam bei Don Carlo aufkreuzen konnten.

Don Carlo fanden wir etwas oberhalb seines Dorfes, das heisst, er stand konzentriert und sprungbereit mitten vor der Eingangstür seiner wunderschönen romanischen Kirche. Er liess sich im Moment von uns nicht ablenken – denn das Penaltyschiessen der Schüler Richtung Kirchentor-‹Goal› hatte soeben begonnen! Auf meine spätere schüchterne Frage, ob denn die klassisch geformte Tür unter den scharfen Schüssen nicht allzusehr leide, erklärte mir Don Carlo, dass die Tür aus massiver Eiche gebaut sei, was

stimmte. Und dass er sowieso praktisch jeden Schuss halte, was gar nicht stimmte. Wir warteten geduldig bis zum Abbruch des Spiels, wurden dann begeistert empfangen und sofort in die Kirche gebeten. Wir tauchten ein ‹*nel mondo geniale del migliore elettricista del mondo*› (in die Wunder des besten Elektrikers der Welt). Schon beim Öffnen der Tür – durch Kontakt ausgelöst – ertönte gewaltiges, in dieser Kirche nicht zu erwartendes Orgelspiel. Die kircheneigene Orgel schwieg allerdings dazu. Dafür taten zwei riesige, selbstgebastelte Lautsprecherboxen ihren Dienst. Don Carlo hatte in Mailand immer wieder die gewaltigsten Weihnachts- und Ostermessen aufgenommen und konnte sie in seiner Kirche in erstaunlich guter Tonqualität abspielen. Trotzdem griff sich Don Carlo immer wieder an den Kopf, die Kirche sei halt viel zu klein für diese grosse Musik. Ich war überzeugt, dass er längst entsprechende ‹Ausbaupläne› hatte. Aber da dürfte er bei seinem Oberhirten auf taube Ohren gestossen sein!

Nach diesem überwältigenden Empfang setzte das ein, von dem wir als ‹*illuminazione*› immer wieder gehört hatten. Glühlämpchen in allen Farben blitzten zu Hunderten auf, umspielten die Jungfrau Maria, verliessen sie wieder, hüpften hinüber von einem Heiligen zum anderen, umwanderten dann den Altar, stiegen zur Decke hoch – man kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. In bescheidenem Stolz erzählte Don Carlo, dass seine Kirche bei den Messen immer voll sei, ganz nebenbei, dass er auch immer mehr Aufträge für Hausaltäre bekomme. Beim Verlassen der Kirche bedankte ich mich herzlich für die ‹*illuminazione*›, musste aber vom erstaunten Priester erfahren, dass das eben Erlebte damit gar nichts zu tun hätte. Das komme ja erst! Gemeinsam stapften wir im Dunkeln bis zur Höhe der Hügelkuppe und standen ganz plötzlich vor einem fast unfassbaren Phänomen! Der Blick in ein breites und langgestrecktes Tal öffnete sich – ein Tal, von Tausenden von Lichtern illuminiert, dazwischen immer wieder riesige, lebendig züngelnde Feuerfackeln. Don Carlo war bereits in Begeisterungsstürme ausgebrochen, tanzte umher und rief mit erhobenen Armen immer wieder: ‹*Che illuminazione grandiosa!*› (Welch grandiose Beleuchtung!) Was wir da sahen, war wirklich überwältigend. Auch wenn es bei Tageslicht nur eine riesige Ölraffinerie war, die diesen Zauber ausstrahlte! Unglücklicherweise machte ich meinen Gedanken ein wenig zu laut Luft: ‹Ich stelle mir vor, dass dieses Tal durch diese Industrieanlage am Tage einen grausamen Anblick bietet.› Don Carlo drehte sich brüsk um, bekreuzigte sich und stellte klar: ‹Danken wir dem Herrn, dass er so vielen Menschen Brot und Arbeit gibt – anschauen muss man dieses Tal eben nachts!›

Erst auf dem Rückweg erkannte ich klar die geniale berufliche Verbindung zwischen dem gütigen Priester und dem realitätsnahen Pioniergeist des Elektrobastlers Don Carlo. Dieser hatte sich nämlich auf dem Kirchplatz ein pikantes Denkmal gesetzt, das untrüglich seine Handschrift trug: ein neu erbautes ‹bestimmtes Häuschen›, in dem ich beim Betreten ein in diesen Breitengraden völlig unbekanntes Sitz-Klo entdeckte, und wo beim Schliessen der Tür ab Tonband die sanfte, aber autoritäre Stimme von Don Carlo ertönte: ‹*Benvenuto signore – si accomonda!*› und mit Betonung auf jeder Silbe: ‹*ad-og-ni-co-sto!*› (Willkommen, mein Herr. Bitte setzen Sie sich. – In-je-dem-Fall!)

Auf der Rückreise in Don Rodolfos Pfarrhaus regnete es in Strömen, und ich überlegte mir angestrengt, wo ich meine Familie in dieser Nacht unterbringen könnte. Kein Problem allerdings für Don Rodolfo! Im Dorf angekommen, führte er uns sofort in die Sakristei seiner Kirche. Mit ein paar Handgriffen wurden irgend welche Kissen in ein Lager umfunktioniert, mit Kopfkissen aus schnell zusammengefalteten Priestergewändern gekrönt, gefüttert mit den Hemden der Chorknaben. Die Selbstverständlichkeit und Freude, mit der Don Rodolfo all die ihm lieben katholischen Utensilien opferte, um uns Protestanten ein angenehmes Nachtlager zu bereiten, machte es mir unmöglich, irgendetwas abzulehnen. Don Rodolfo verabschiedete sich wie üblich mit dem Segen für die ganze Familie. Und natürlich gab es, aus dem unerschöpflichen Fundus seiner Soutane, wieder für jeden von uns einen ‹Magnet-Heiligen›, ein Ketteli oder ein schönes Bild.

Die Kinder beschnupperten anfänglich noch etwas befremdet den Geruch des Weihrauches, der ziemlich markant von unseren ‹Kopfkissen› ausging. Überwältigt von den Eindrücken des Tages schliefen aber alle sofort ein, nur die Stimme unserer Kleinsten flüsterte mir noch vertrauensvoll ins Ohr: ‹Gäll Papi, du bisch ganz sicher, dass no gar niä ä Chind a dem Wy-Gschmack gschtorbe isch?›

Zwei Tage nur hatten wir mit ‹unseren› Priestern verbracht. Die ganzen geplanten Ferien lagen noch vor uns, in denen wir dann nicht zu kurz kamen an überwältigenden Natureindrücken, historischen Bereicherungen und auch an übermütigen Tagen. Was aber die ganze Familie für ein Leben lang prägte, das waren die zwei Tage bei Don Rodolfo und Don Carlo – zwei Tage fröhlich gelebter Toleranz und unerschrockener Übernahme von Eigenverantwortung, die mit ansteckend naiver Lauterkeit in den Alltag eingebracht worden waren. Überlegungen zu Grenzbereichen der Toleranz waren dabei durchaus miteinbezogen worden. Die ‹Magnet-Heiligen› von Don Rodolfo haben jahrelang unseren Haushalt begleitet: am Herd, im Auto, im Atelier – als unauslöschliche Erinnerung an Don Rodolfo und Don Carlo.

PS: Unsere Tochter Titine wurde trotzdem konfirmiert.



Bischapp

Ein Auftrag der Stadt. Die Plastik auf dem Neumarkt in St.Gallen musste nach zwölf Jahren farblich renoviert werden. Ich bemühte mich, Flecken auszubessern, Kratzer und Liebesschwüre in sechs Metern Höhe verschwinden zu lassen. Ich merkte bald, dass dies nur ein Flickwerk werden würde. Zudem war die Plastik beim ersten Mal in einer Halle bemalt worden, die jetzige Gestaltung geschah vor Ort und mit ganz anderen Möglichkeiten. Nach zwei Tagen beauftragte ich einen Flachmaler, das ganze Riesending fachmännisch zu grundieren und danach weiss zu streichen.

Einige Tage später hockte ich vor meiner weissen Plastik wie vor der Leinwand im Atelier, Pinsel und Farben um mich versammelt, bereit anzufangen. Doch welch listiger Teufel hatte einem höheren Beamten der Stadt ausgerechnet an diesem Tag eingeflüstert, seinen Znünikafi ausnahmsweise im benachbarten Restaurant einzunehmen? Da er die Plastik bereits fertig restauriert glaubte, erkundigte er sich besorgt, ob ich genügend gute Fotos hätte, um das Ganze wieder ‹genau gleich› hinzukriegen. Ich erklärte ihm, dass das nicht nötig sei, ich hätte ein neues Konzept, das die Umgebung mehr einbeziehe.

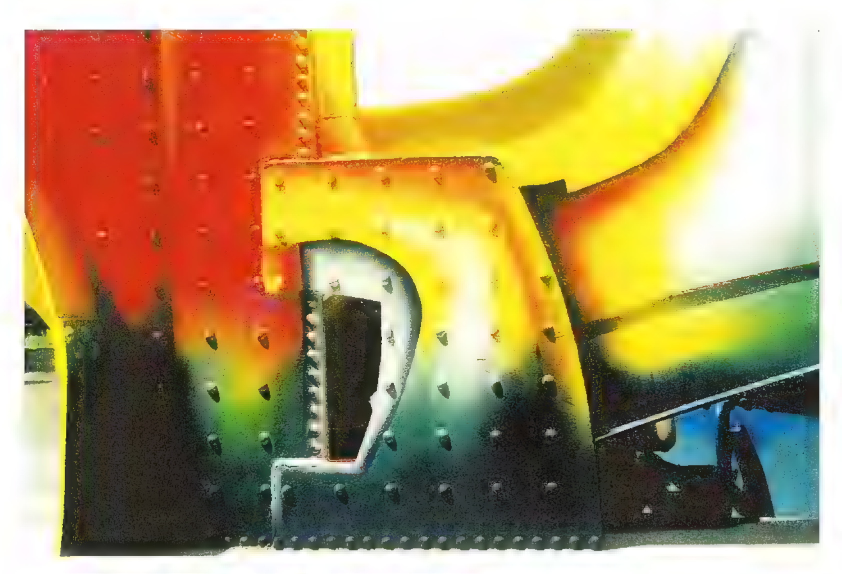
‹Aber, Herr Oertli, das können Sie doch nicht machen! Haben Sie denn einen Entwurf eingereicht?›
‹Ich bitte Sie! Das ist doch meine Plastik!›
‹Ich muss Sie korrigieren, die Plastik gehört der Stadt!›

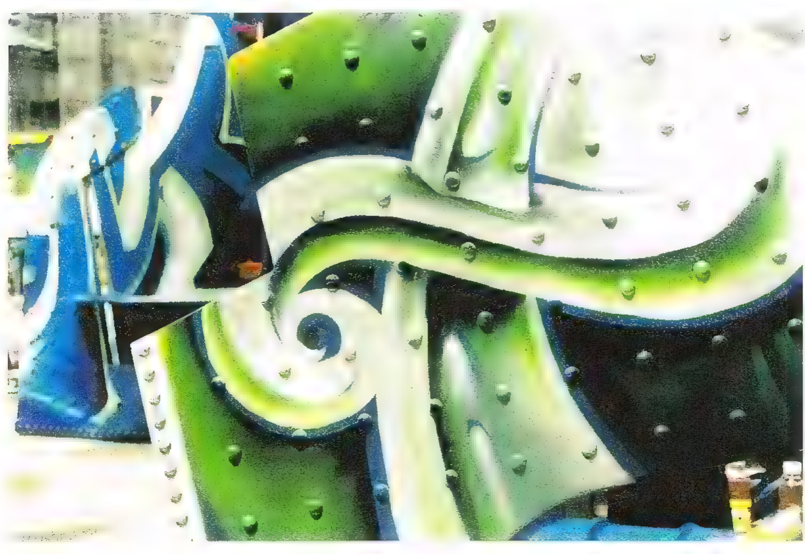
Einige Tage später hatte ich dank dem eingereichten Entwurf grünes Licht. Für kleine Happenings wurde aber zwischendurch immer wieder gesorgt. Eine Frau erregte beträchtliches Aufsehen, als sie mich anschrie: ‹Höred Si sofort mit dem grüsige Gschmier uf!› Ich konnte natürlich nicht auf alle Einwendungen und Ratschläge reagieren und malte ruhig weiter. ‹Sofort ufhöre han i gsait! So, jetz gang is grad em Herr Oertli go säge! Da isch nämli en Fründ vo mir!›

Wieder einige Tage später bekam ich einen gewaltigen Klaps auf die Schulter mit dem Ausruf: ‹Bischapp?› Im Moment nicht gerade auf Fremdwörter eingestellt, fragte ich naiv, was das heissen solle ‹bischapp›. Aber da wurde der Mann schon sehr zornig. ‹Nöd flunkere, min Liebe, i bi Menschekänner. I ha zerscht din komische Grind aglueget, dänn diä komisch Schmiererei und ha sofort gwüsst – du bisch ab z Will one!› (In Wil befindet sich die Psychiatrische Klinik).

Ich wollte den Mann nicht weiter erzürnen, machte ihn aber auf seinen Irrtum aufmerksam. Ich erzählte ihm, dass ich ‹z Wil one› den ganzen Tag jäten müsse und jetzt ausnahmsweise dieses Eisengerüst anmalen dürfe, was ich viel lieber mache. Er war zufrieden: ‹Jo, wämmes so alueged, dänn schmier du ruhig witer – es söll dir guet tue!› Jemand hüstelte hinter mir: ‹Entschuldiged Si, Härr Oertli, nämed Si das nöd allzu tragisch. Er isch en Pazient vo mir.› Es war ein mir bekannter Nervenarzt aus St.Gallen.

Wieder zwölf Jahre später wollte ich bei der Restaurierung auf schön bemalte Flächen verzichten, die mit Sicherheit wieder das verlockende Ziel von Sprayern werden würden. Ich vertraute dem Gesetz der Dosenkünstler, dass gute Sprayereien niemals von anderen Gruppen ‹überarbeitet› werden. Also versuchte ich, direkt mit einigen Profis Kontakt aufzunehmen. Sie wurden mir vom Jugendsekretariat vermittelt. Ich kann nicht behaupten, dass diese Idee von der Stadt freudig aufgenommen wurde. Aber sie wurde schliesslich akzeptiert! Nach einigen Aussprachen und einem mehrtägigen ‹Sprayer-Festival› in meinem Garten konnten wir loslegen. Allen anderen Gruppierungen bin ich sehr dankbar, dass sie ihre ungeschriebenen Gesetze bis heute eingehalten haben.









Der kleine Ben Ami vor dem grossen Ezechiel-Bild, das, der nationalen Gedenkstätte dort geschenkt, demnächst die Reise nach Jerusalem antritt. St.Gallen hat es würdig verabschiedet. *(Foto Künzler)*

Ben Amis «Ezechiel 37» für Israels nationale Gedenkstätte

Ein Bild reist nach Jerusalem

B. Yad Vashem heisst der Ort der Trauer, Besinnung und Hoffnung in Jerusalem, wo sich auch eine permanente Kunstsammlung findet. Ihr sein grossformatiges Prophetenbild «Ezechiel 37», in seinen Augen eines seiner Hauptwerke, zu schenken, entschloss sich der in seinem 87. Lebensjahr stehende Ben Ami. Als eigenwilliger, origineller St.Galler Künstler unkonventioneller Prägung, der sein Licht keineswegs unter den Scheffel stellt, bekannt, freute es ihn natürlich, dass ein Prophetenbild St.Gallen nicht einfach unbemerkt verlassen soll.

Auf Anregung der Schweizerischen Kulturstiftung Helvetia, die in diesem Schenkungsakt als Vermittlerin tätig war, stand denn Ben Amis Bild einen Abend lang im Mittelpunkt einer Veranstaltung, die sowohl in bezug auf den Ort, wo sie stattfand, als auch auf die Art ihres Inhalts zwar an eine Vernissage erinnerte, aber keine war. Mitglieder der Israelitischen Gemeinde und zahlreiche Freunde Ben Amis gaben sich nämlich im Atelier und in der darunter liegenden Galerie von Max Oertli am Mühlensteg 3 Stelldichein. Es erwies sich dort, welch glückliche Hand die Veranstalter mit diesen Räumen und ihrem durch die Atmosphäre des Schöpferischen ganz besonderen Ambiente gehabt hatten.

Max *Oertli* als Hausherr wies danach auflockernd auf die Sperrigkeit eines solchen monumentalen Bildes hin, das deswegen nicht in der «Galerie», sondern im Atelier gehängt werden musste. Und dort trotzdem den richtigen Platz einnahm. Bürgerratspräsident Carl *Scheitlin* würdigte Ben Ami, der noch immer ein suchender Maler und malender Sucher gebliegen ist, was auch im Bild «Ezechiel 37» zum Ausdruck kommt. Es verbindet in würdiger Weise St.Gallen, das dem einstigen Israel-Pionier zur Wahlheimat geworden ist, mit der Trauer, Besinnung und Hoffnung, wofür die Gedenkstätte in Jerusalem steht.

O mein Ezechiel!

Man war sich in St.Gallen einig: Das Bild sollte die Stadt nicht klammheimlich verlassen, sondern musste gebührend verabschiedet werden. Das konnte sich aber eine offizielle Institution aus Angst vor ‹Präjudiz-Fällen› nicht leisten. Die Stadtverwaltung fragte mich schliesslich an, ob ich das delikate Problem in meiner nicht kommerziellen Galerie lösen könnte. Beinahe selbstverständlich war das – Ben Ami hatte sein Atelier im selben Haus.

Den ‹Propheten Ezechiel› betrachtete Ben als eines seiner Hauptwerke. Entsprechend sorgte er sich um sein Wohlergehen. Nichts durfte dem Bild vor seiner Abreise passieren. Im Moment war Ezechiel, den ich noch nie gesehen hatte, beim Rahmenmacher. Er durfte nach Anordnung von Ben Ami erst zwei Stunden vor Beginn der Feier angeliefert werden, nicht etwa auf dem Dach meines Autos, sondern im geschlossenen Mietwagen. An alles hatte Ben gedacht. Er hatte den schönsten Platz in der Kellergalerie für das Bild ausgewählt, nebenbei auch akustisch der einzige Ort, der in Frage kam. Denn die Schauspielerin Ursula Bergen werde bei der Feier aus dem ‹Ezechiel› lesen.

Mit beinahe militärischer Pünktlichkeit traf das Bild ein, ohne den lieben Ben Ami, der behauptete, den Nerv für das weitere Geschehen bis zum Nagel nicht mehr zu haben. Nach einer kurzen Vorbesichtigung wurde das Bild sofort in die Kellergalerie gebr…

Nein, eben nicht! Das Bild blieb in der Mitte der Treppe stecken!

Ich hatte schon grössere Bilder nach unten gebracht, aber das quadratische Format des Ezechiels widersetzte sich allen klugen Berechnungen und Kniffen, allen Schräg- und Seitenlagen. Das Entfernen der neuen Rahmenleisten brachte nach genauem Nachmessen auch nichts. Und den verzweifelten Aufschrei eines hilfreichen Kollegen ‹Chomm, mer molet dä Chaib nomol e chli chliner!› wollte ich gerne überhört haben, hatte Ben Ami mir doch erzählt, dass er an diesem Bild jahrelang intensiv und liebevoll gearbeitet habe…

Also Rückzug! Die einzige Möglichkeit waren die Galeriefenster über dem Pic-o-Pello-Plätzchen. Schon waren einige Kameraden mit dem Bild auf dem Platz unten. Seil daran – aufziehen! Das klappte vorzüglich, aber vergebens. Die Fenster waren wohl gross, aber durch ihre eigenartige Gliederung verhielten auch sie sich völlig abweisend gegen unseren Ezechiel.

Da tauchte Walter Stürm auf – eine Vision!

Walter Stürm, der legendäre Volksliebling und Ein- und Ausbrecherkönig, hatte vor Jahren das Untersuchungsgefängnis in St.Gallen ‹verlassen›, war in einen alten Entwässerungskanal der Steinach eingestiegen und bis in die Katakomben meines Ateliers vorgedrungen, wo ihn die Polizei vergeblich gesucht hatte.

Es gab also noch eine Möglichkeit!
Den Einstieg, zirka drei Häuser entfernt, hatten wir zusammen mit Ezechiel rasch erreicht. Der Tunnel, der auch als Entwässerungskanal bei Hochwasser dient, war höher und breiter, als ich gedacht hatte. Zu

schaffen machten uns nur die Dunkelheit und die losgelösten Steinbrocken im liegen gebliebenen Gewässer. In Erinnerung ist mir noch der unterdrückte Fluch eines Trägers: ‹Gopfridstutz, passet doch uf! Är hät scho d Füess im Wasser!›

Vierzig bis fünfzig Meter hatten wir geschafft. Dann standen wir vor einer kleinen, verschlossenen Stahltür, die Chaos und Galerie trennte. Die Angelegenheit ‹Stürm› hatte damals Nachahmungstäter gefunden, eine Horde Mühlenstegbuben samt einigen sogenannten ‹Bräuten› hatten den baulich sehr gefährlichen Untergrund besetzt. Das Bauamt griff damals ein, mauerte zu – und wir waren wieder auf dem Rückweg ins Atelier.

Was uns dort erwartete, entsprach nicht unseren Vorstellungen. Müde und deprimiert von allen misslungenen Versuchen, trugen wir ‹unseren› Ezechiel in meine Werkstatt, wo wir von viel Volk mit heftigem Applaus empfangen wurden. Inzwischen standen wir Minuten vor der Eröffnung der Feier für den Propheten, von dessen Irrfahrten und Seitensprüngen hier niemand etwas mitbekommen hatte. Wir deponierten das Bild einstweilen vor dem Fenster. ‹Höher!›, riefen einige, und schon war der Aufhängeort gegeben – zwischen Kasten und Kisten, Gipssäcken und jeder Menge Blech. Ich war zufrieden, hatte doch Ezechiel alle Strapazen heil überstanden. Aber, was würde von Seiten Ben Amis auf mich zukommen?

Ben Ami hatte seine Nerven bis zum letzten Moment geschont. Auch er wurde mit Applaus herzlich begrüsst, blieb angesichts der völlig veränderten Situation aber erstarrt und wortlos stehen. Doch dann brach es aus ihm heraus:

‹O mein Ezechiel,
du Rufer in der Wüste!
Du hast deine letzte Prüfung bestanden!
Du hast deinen einzig richtigen Platz gefunden!
Verstossen unter die nichtigsten Dinge des Lebens, weggeworfen in die Bedeutungslosigkeit dieser Welt! X
Und du überstehst demütig auch diese Missachtung!
Wahrlich, ein gutes Bild!
Wahrhaftig, ein starkes Bild!›

Inzwischen war auch Ursula Bergen aufgetaucht, die in der Galerie auf vorbereitetem Sessel vergeblich auf ihren Einsatz gewartet hatte. Mit angeborener Bescheidenheit setzte sie sich irgendwo auf eine Kiste, was aber ihren Gedanken und Texten keinen Abbruch tat.

Eine ergreifendere Lesung habe ich nie erlebt.

X IMMERHIN MEIN ATELIER!



Rund um die Seife

In einem Prospekt über die Hotellerie in Israel hatte ich erstmals 1998 vom Jaffa-Hotel gelesen: ‹Einst ein Bijou der Hotellerie – heute leider total verkommen – nicht mehr zu empfehlen...›

Kaum denkbar, dass Touristen dieses Hotel je noch ansteuern würden, also war es genau das Richtige für mich – ich wollte ja unter Einheimischen sein. ‹Ortskundige› Freunde brachten mich nach langen Irrfahrten zum Hotel. Der Name ‹Jaffa-Hotel› war beim Eingang in den Treppenstufen noch eingelassen, in Goldbronze, poliert durch Tausende darüber gelaufene Schuhe. Es war das Einzige, das hier noch glänzte!

Der Empfang an der Rezeption war aber erstaunlich freundlich und von der wichtigen und fröhlichen Botschaft begleitet, dass vor zwei Tagen eine Grossrazzia gegen Ratten stattgefunden hätte. Ich konnte rasch feststellen, dass das stimmte, weit und breit war keine einzige – lebende! – Ratte mehr zu sehen. Ich konnte mein Zimmer, das zufällig frei geworden war, also beruhigt beziehen. Von diesem Zimmer gibt's allerdings kaum etwas zu erzählen, da die ‹Möblierung› einzig aus dem Bett bestand. ‹Klimaanlage› war ein Fremdwort, das hier sicher seit Jahren nie mehr gehört worden war. Nachts packte sowieso jeder Gast seine hauchdünne Matratze und begab sich damit auf die Dachterrasse des Hauses, wo jeder unter naturverbundenen Verhältnissen einen Winkel zum Schlafen fand. Das Hotel selbst, mitten in einem gigantischen Flohmarkt gelegen, war eine geniale Mischung aus Notunterkunft, Stellenvermittlung, Material- und Möbellager. Besetzt war es vor allem von Gelegenheitsarbeitern des Marktes, aber auch von einigen hängen gebliebenen mittellosen Touristen. Gab es auf dem Flohmarkt irgendetwas zu arbeiten, zu verschieben, transportieren, sortieren, so wurde das nach drei eindrücklichen Gongschlägen durch den Direktor persönlich lautstark ausgerufen. Wer sich darauf regte und sich aus den zerschlissenen Polstermöbeln des Entrées hochstemmte, der hatte wirklich kein Geld mehr. Die anderen, deren Vermögen für den nächsten Tag noch ausreichte, dösten ruhig weiter. Ein einfaches System, das hervorragend funktionierte!

Auch die ehemalige Grossküche, deren ganzes Inventar – inklusive prunkvollen Kupferpfannen, hochglänzenden Töpfen und Kannen ebenso wie das wertvolle Besteck – längst im Flohmarkt untergegangen war, feierte ihr ganz eigenes Comeback! Über Mittag ging es beinahe so hektisch zu wie in guten alten Zeiten, nur die Besatzung hatte geändert. Statt der flinken weissen Köche von einst, kochte jetzt jeder Gast auf improvisierten Camping-Kochstellen selbst, was nicht etwa hiess, dass er nachher auch selbst abgewaschen hätte. Das war dann meist – die Organisation klappte – die Arbeit derjenigen, die ihr Nachtlager mangels Bargeld abverdienen mussten. Jedermann versicherte mir zufrieden, dass das Hotel mit seiner derzeitigen Vereinbarung unter dem neuen Direktor zu einem einmaligen sozialen Hilfswerk geworden sei.

Inzwischen machte sich bei mir ein ganz persönliches Problem bemerkbar: Ich hatte mit den kleinen hübschen Seifen gerechnet, der üblichen Willkommensgeste in jedem Hotel. Da von den früheren Installationen von

Lavabos und Toiletten nur noch ein paar lose Schrauben übriggeblieben waren, gab's natürlich auch keine Seifen. Ich machte mich auf den Weg durch den Flohmarkt, der vollgestopft war mit allem, was der Mensch je erfunden hat und nicht braucht, vom kostbarsten Luxusgegenstand bis zum erbärmlichsten, scheinbar unbrauchbaren Gerümpel. Nur – Seife wurde hier offenbar weder benötigt noch begehrt! Erst nach langem Umherirren wurde ich fündig. Eine alte Zigeunerin hatte in einem Tuch ein paar Gegenstände, darunter eine Dreierpackung bunter Seifen. Ich war jetzt geradezu gierig danach, gab mich aber gelassen, denn ich war vorgewarnt. Kenner hatten mir angeraten: Kaufe nie etwas ohne gründlich zu feilschen, ohne ‹Handeln› wird dir jede Achtung als Käufer entzogen! Ich machte der Frau also erst einmal klar, dass ich nur eine einzige Seife brauchte, überzeugte sie dann sogar, nachdem sie ärgerlich ein Stück aus der Packung geschält hatte, dass der Drittelpreis für dieses eine Stück viel zu hoch sei. Und so kamen wir in ein fast spielerisches und charmantes Geplänkel, das auch ihr sichtlich Spass machte. Aber bei vier Shekels wurde die Verhandlung zäher und zäher, und bei zwei Shekels schrie sie mich mit zornfunkelnden Augen an: ‹Basta – du mir geben sofort zwei Shekels, muss unbedingt haben zwei Shekels, muss leben mit meine Familie, du sein ganz schlechte Mensch, wenn du nicht geben zwei Shekels!›

Aber ich war schon längst nicht mehr bei der Sache. Fasziniert betrachtete ich diese Frau, die in ihrem Zorn immer schöner und schöner wurde, in ihren zerflickten Lumpen zum prachtvollen Weib mutierte. Das wäre ein Modell für Frank Buchser gewesen, fuhr es mir durch den Kopf – nein, besser noch für mich! Doch davon konnte im Moment keine Rede sein, denn die Zigeunerin forderte nun wutentbrannt die zwei Shekels. Ich streckte sie ihr hin. Sie betrachtete meine Hand, und mit völlig veränderter, liebevoller Stimme sagte sie: ‹Oh – du haben nur halbe Finger – ich dir mache halbe Preis!›

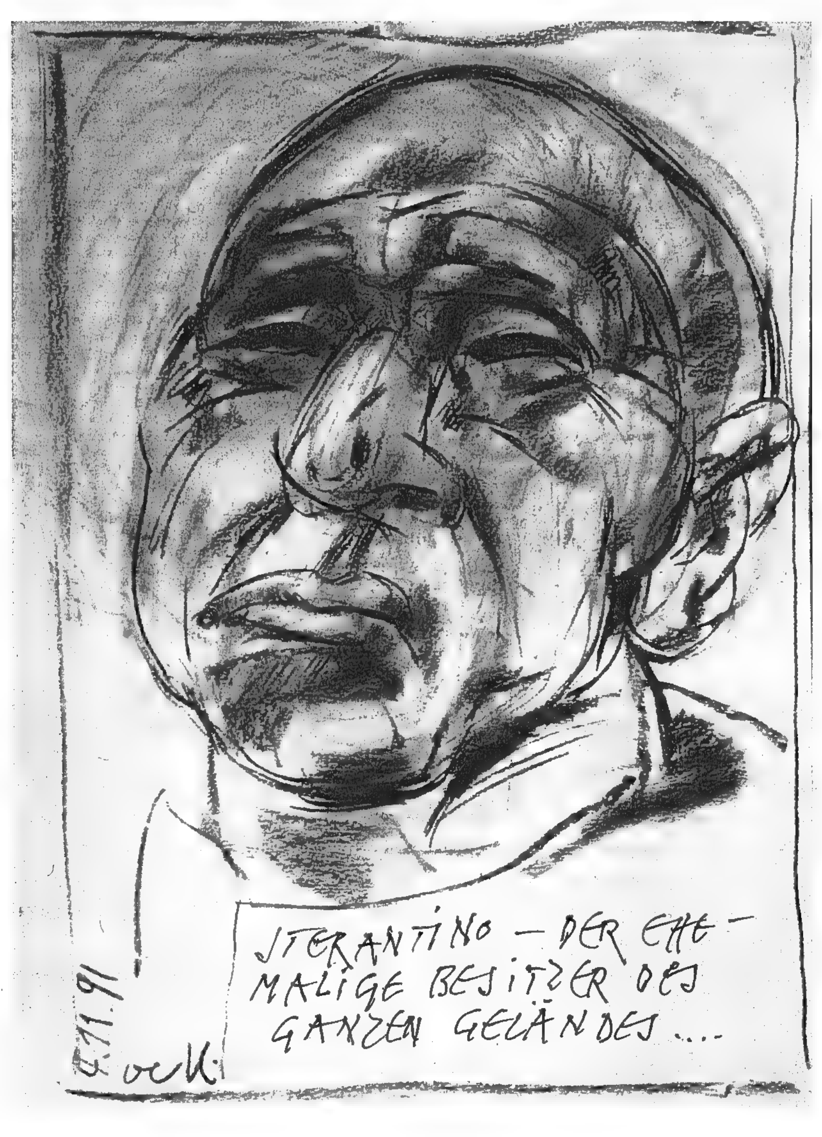
Vermutlich verstand sie nachher die Welt nicht mehr, denn den ganzen Rest meiner Shekels hatte ich ihr heimlich untergeschoben. Die Seife habe ich nach dem ersten Gebrauch schleunigst weggeworfen, sie hatte innert kurzer Zeit einen schmerzhaften Ausschlag verursacht.

Den wundervollen Satz aber habe ich für immer behalten.



Sizilienjahr

Meine Frau und ich hüteten 1992 in Sizilien, Auge in Auge mit dem ausbrechenden Ätna, auf 600 Meter einsamer Höhe den riesigen und herrlichen Besitz einer Schweizer Familie, die während eines Jahres abwesend war. Unsere Aufgabe war es, ‹präsent› zu sein, denn unbewohnte Häuser waren in der Regel rasch leergeräumt. Um den Eindruck ‹Hier wird gewohnt!› zu verstärken, stand uns eine ganze Equipe Maurer und ein Gärtner zur Verfügung. Die Arbeit ging nie aus. Zum Bau von Stützmauern, dem Strassenbau, Beheben von Gewitterschäden, den Arbeiten an Gebäuden, der Überwachung der Elektro- und Wasserversorgung kam auch die



Vorsorge gegen Buschbrände. Nach ersten Monaten mit Schaufel und Pickel wurde ich mit einem Bulldozer samt Bedienung beglückt. Ein Bubentraum ging damit in Erfüllung. Von nun an konnte ich ganze Landschaften verschieben oder einfach neue Landschaften erfinden.

Unsere wichtigste Aufgabe, die den Besitzern ganz besonders am Herzen lag, war jedoch das Füttern und die Pflege ihrer geliebten Hunde, die aus naheliegenden Gründen auf dem Gebiet bleiben mussten. Für diese Aufgabe wurden wir speziell fürstlich belohnt. Der eine Hund war aber leider einige Tage vor unserer Ankunft gestorben. Der andere empfing uns nur noch mit weltfremdem Blick. Wir begruben ihn wenige Tage nach unserer Ankunft. Die Befürchtung lag nahe, dass unsere Mission damit gescheitert war, dass ein Rückruf erfolgen könnte oder unser Salär gestrichen würde. Es gab aber im Gebiet so viele streunende und herrenlose Hunde, dass wir bald wieder ‹zwei Neue› und wie uns schien, sehr ähnliche Hunde gefunden hatten, deren struppiges Fell wird dank Intensivpflege bald wieder auf Hochglanz brachten. Zu sagen ist, dass unsere ‹Ersatzhunde› von den Besitzern bei gelegentlichen Besuchen sofort ins Herz geschlossen wurden.



Neben diesen Aufgaben waren wir für unsere eigene Arbeit ein Jahr lang völlig frei. Auf unserer Reise nach Sizilien waren wir zudem mit dem Direktor einer Grossfirma in Kontakt gekommen, die Arzneimittel nach Sizilien lieferte und uns den Rücktransport unserer Erzeugnisse in die Schweiz gratis offerierte! Damit war das grösste Problem unseres Sizilienjahres bereits gelöst. Gelöst wurden damit auch unsere Hemmungen. Euphorisch und übermütig wandten wir uns nur grossformatigen Aufgaben zu, was vor allem bei den lebensgrossen Betonplastiken meiner Frau zu erheblichen Transportproblemen führen würde.

Nachdem ich am Anfang in einer der Pferdeboxen gemalt hatte, konnte ich nach Verkauf des gesamten Pferdebestandes in die Sattelkammer ziehen und schaffte von dort den Durchbruch in die grosse Futterkammer, die mit Hilfe eines Oberlichtes zum herrlichen Atelier wurde. Hier konnte nun auch ich grossformatig arbeiten. Durch Applikationen von Materialien wie



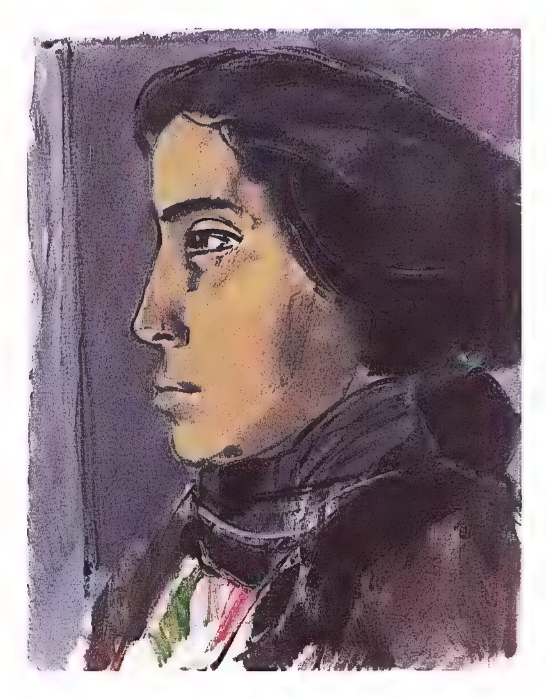
zum Beispiel Holz, Teer, Lava, Eisen wurden auch meine Bilder übergewichtig. Für sie lieferte mir ein rustikaler sizilianischer Schlosser wunderbar billige, aber entsetzlich schwere Eisenrahmen.

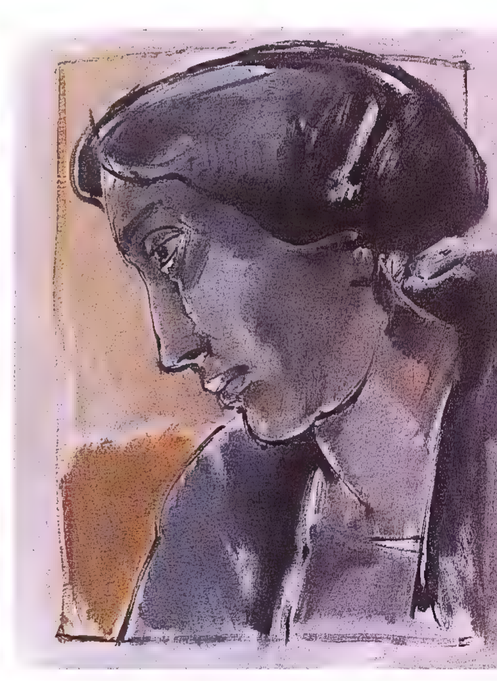
Mit diesen ‹Schwerarbeiten› fröhlich aber intensiv beschäftigt, hatten wir kaum bemerkt, dass unser geplantes Jahr bald zu Ende gehen würde. Nach zwölf Monaten Arbeit mussten wir uns nun um das Verpacken unserer Ware kümmern. Das geschah vorerst auf Millimeterpapier. Abend für Abend spielten wir unser Puzzle, schoben, wendeten, stapelten und drehten die errechneten Kisten im Massstab 1:20 auf dem Papier umher, bis alles mit den Plänen des Gratistransporters übereinstimmte. Die Telefondrähte liefen heiss: ‹Wir müssen nur noch die Kisten bauen, dann sind wir bereit.› Aber da ergaben sich Schwierigkeiten, die niemand vorausgesehen hatte. Drei Um- und Entladungen waren unvermeidlich auf dem Weg bis St.Gallen, was wir bei diesen schweren Kisten und dem relativ ‹heiklen Inhalt› nicht riskieren durften. Auf den Gratistransport mussten wir aus diesem Grunde verzichten.





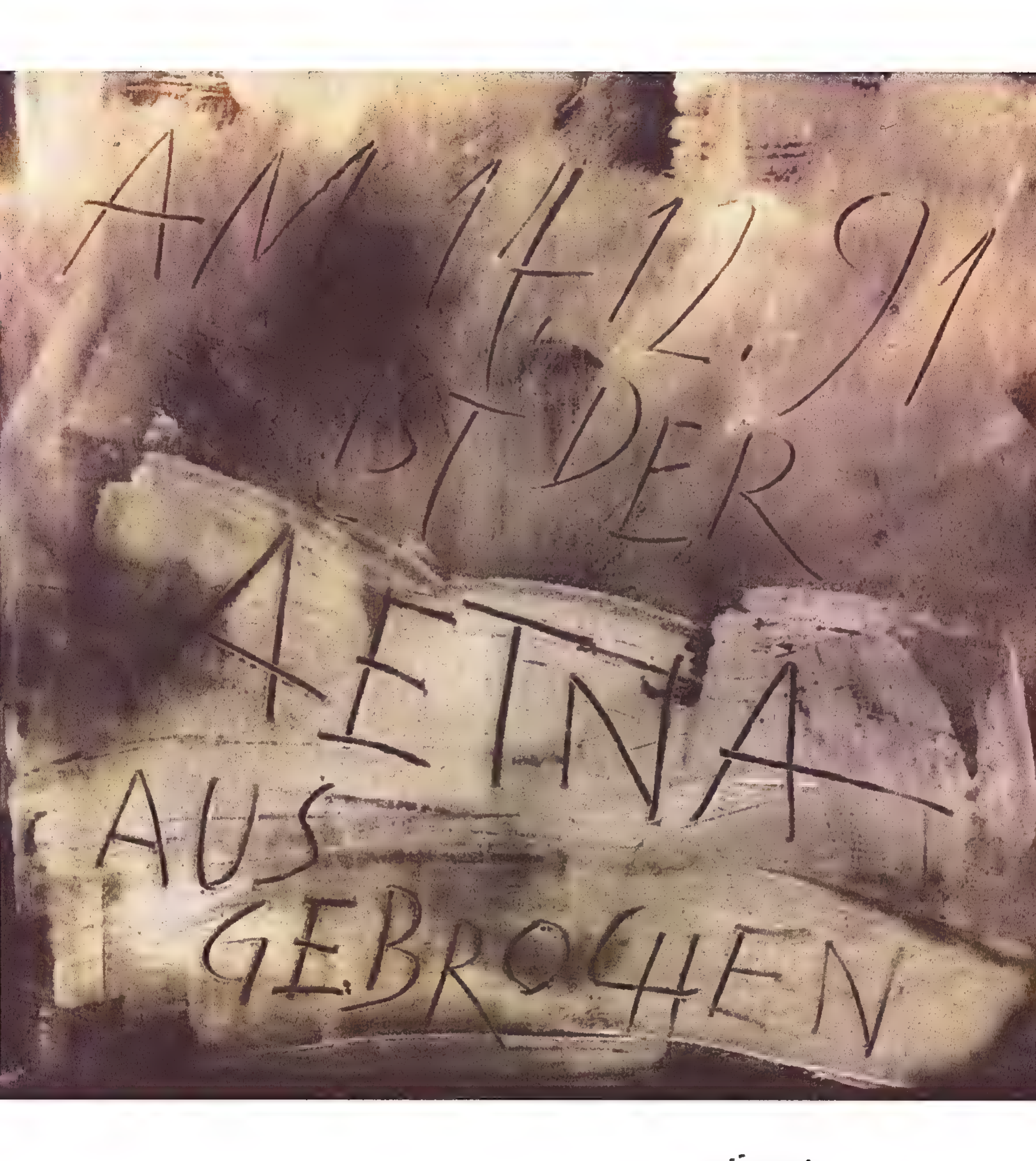






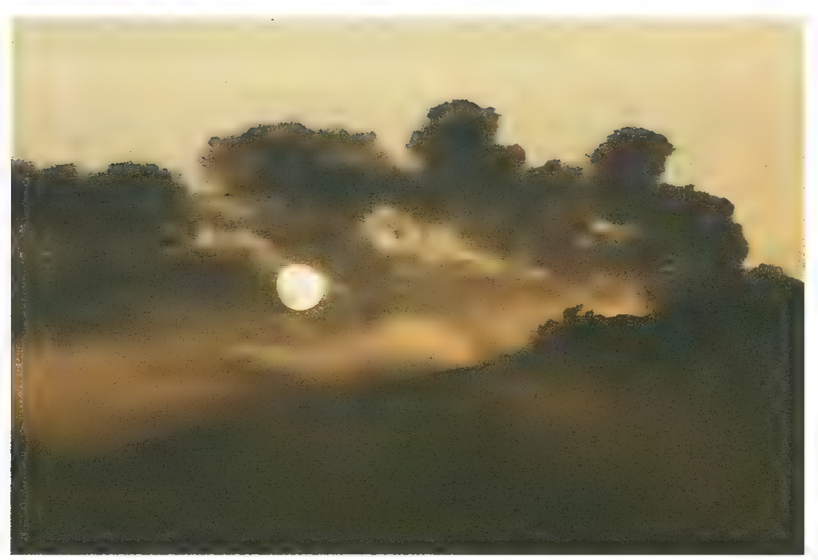


DIE SCHÖNE SIZILIANERIN
– EINE WASCHECHTE ST. GALLERIN –
ALS GAST UND MODELL ZUGEREIST!



DER KRAFTVOLLE AUSBRUCH DES ÄTNA
– VON DEN HUNDEN SCHON SEIT TAGEN + NÄCHTEN
MIT IHREM GEHEUL ANGEKÜNDET –
BEEINFLUSSTE NICHT NUR DIE LANDSCHAFT,
SONDERN AUCH MEINE PALETTE GRÜNDLICH ....









Vorerst war aber das Problem mit den Verpackungskisten zu lösen. Aber kein Schreiner der Region war bereit, uns solche Kisten herzustellen. Durch Zufall geriet ich dann an einen Fabrikanten von Tausenden von ‹Harässli› für den Export von Zitronen und Mandarinen. Ausgerechnet der begeisterte sich dafür, uns grosse, starke, richtige Kisten zu bauen! (Vermutlich hatte er damit seinen Harässli-Minderwertigkeitskomplex endgültig überwunden.) Sogar der langsam drängende Termin würde klappen: in zweieinhalb Wochen. – Es klappte ganz erstaunlich! Was wir nicht wussten: Der Mann war in der zur Verfügung stehenden Zeit mit einem ungeheuer antiken Lastwagen nach Apulien gefahren, hatte dort das Holz gefällt, es an Ort und Stelle massgenau zusägen lassen, kam zurück nach Sizilien, nagelte zusammen, lieferte und kassierte pünktlich auf den vereinbarten Termin. 23 wunderschöne Kisten standen nun da, saftig und bleischwer, so wie ich sie mir – mit Inhalt – vorgestellt hatte.

In der Zwischenzeit waren auch wir ein gutes Stück weitergekommen. Nach unzähligen Telefonaten und Fahrten waren wir nun ganz sicher, dass keine Transportfirma unsere Kisten nach St.Gallen bringen würde. Entweder stimmten die Innenmasse ihrer Transporter mit unseren Millimeterkünsten nicht überein, oder die Angst vor der Fahrt durch Kalabrien wegen eventueller Überfälle war zu gross. Auch der nächtliche Aufenthalt in Mailand vor der Ausfuhrkontrolle schreckte die meisten ab.

In der Not blieb nur eines übrig: ein Telefon nach St.Gallen zur Transportfirma Egger. Nachdem sich der Seniorchef persönlich erkundigt hatte, was das für ein Spinner sei in Sizilien, fragte er mich nachher sehr vorsichtig, ob ich denn in der Zwischenzeit solvent geworden sei? (Er hatte aus früheren Zeiten einschlägige Erfahrungen mit mir...) Bejahen konnte ich seine Frage nicht unbedingt, aber ich liess ihm immerhin einige Hoffnungen. Und siehe da, die Firma Emil Egger schickte mir einen Camion mit zwei italienischen Chauffeuren, die ich einige Tage später am Meer unten in Empfang nahm. Ungläubig und kopfschüttelnd standen sie neben ihrem Achtzehntönner und starrten in die Berge, wo unsere Behausung noch ganz knapp auszumachen war. Sie kannten sich aus. Unmöglich, mit ihrem Gefährt auf schmalen Naturstrassen dorthin zu gelangen! Schliesslich konnte ich sie dazu bewegen, bis zu den ersten ansteigenden Kurven zu fahren und sich erst einmal gründlich auszuruhen. So hatten wir wenigstens Zeit zum Umdisponieren. Mit einem Pferdetransporter schafften wir die Kisten gruppenweise zu Tal, was immerhin einen ganzen Tag benötigte.

Damals schwor ich bei allen hilfreichen Göttern, dass ich einen Abstecher wie den nach Sizilien nur noch mit einem ‹Kunst-Weib› unternehmen würde, das liebliche kleine Aquarelle pinselt. Gleichzeitig wusste ich natürlich, dass ich diesen Schwur im Not- oder Glücksfall augenblicklich brechen würde!

Am nächsten Morgen konnte der Transport starten, und ich hatte Zeit für neue Ängste. Wie würden die Skulpturen die Rumplerei von 2000 Kilometern überstehen? Den nächtlichen Aufenthalt in Mailand konnten wir umgehen. Ein bewachtes Areal, eine Stunde vor Mailand, stand uns zur Verfügung, so dass wir morgens sieben Uhr laut Vorschrift bei der Aus-

fuhrkontrolle vorfahren konnten. Die Wartezeiten kannte ich von früher. Ab sieben Uhr hiess es, der Professore komme sofort. Ab neun Uhr hiess es, der Professore komme jeden Augenblick. Um halb elf erschien der Professore life, um halb zwölf kamen wir an die Reihe, und dann ging alles blitzschnell: Stichprobe einer beliebigen Kiste, Kiste öffnen – ein Blick genügte, um festzustellen, dass das alles modernes, das heisst wertloses Zeug war. Dazu hatten wir eine Bescheinigung des Stadtschreibers von St.Gallen, dass alles selbstgebastelt sei. Die Fotos der beiden Täter lagen bei, verziert mit eindruckvollen amtlichen Stempeln. Darum: Kiste um Kiste versiegeln – abfahren…





Dafür gab es beim Zoll keine Probleme mehr. Die Kisten durften aber erst im St.-Galler Atelier, unter strenger Kontrolle eines Zollbeamten, entsiegelt und geöffnet werden. Auch das gab keine Schwierigkeiten.

Beamter: ‹Öffnen Sie bitte Kiste Nummer 8 mit sogenannter Betonplastik. Was, das soll Beton sein? Sieht ja aus wie eine Frau … Also gut.›

Beamter: ‹Öffnen Sie bitte Kiste Nummer 21 mit sechs sogenannten Collagen.›

Die Kiste Nummer 21 war mein Sorgenkind. Für die sehr empfindlichen Collagen hatte ich ein spezielles Schubladensystem gebaut, damit eingefügte Lavateile, angebranntes Holz, bestimmte Pflanzenteile nicht verletzt werden oder sich loslösen konnten. Nach dem Öffnen der Kiste zog ich ganz langsam und vorsichtig eine Schublade nach der anderen heraus und stellte überglücklich fest: Alle Collagen hatten die lange Reise ohne jeden Schaden überstanden! Auch die feinsten und empfindlichsten Details waren tadellos erhalten. Erlöst und dankbar betrachtete ich die sechste unversehrte Collage. Da spürte ich plötzlich den Kopf des Beamten neben mir, der mit mir alle Bilder eingehend betrachtet hatte, mir nun väterlich begütigend die Hand auf die Schulter legte und beinahe schluchzend sagte:

‹Oha – isch alles verreckt?›



Die 25. Typotron-Publikation ist eine weitere Ausgabe in der mehrfach mit nationalen und internationalen Preisen ausgezeichneten Schriftenreihe.

Das Heft 25 gibt Einblick in das vielseitige und erfolgreiche Schaffen des über die Region hinaus bekannten St.-Galler Malers und Bildhauers Max Oertli. Und zum ersten Mal in der Geschichte der Typotron-Hefte findet die Vernissage nicht im Herbst, sondern am Frühlingsanfang statt.

Für die Typotron AG ist das Jahr 2007 ein Jubiläumsjahr. Am 1. Juni 1977 wurde sie gegründet. Aus kleinen Anfängen hat sie sich positiv entwickelt, sich den grossen Herausforderungen in der Grafischen Industrie gestellt und bietet heute 20 Mitarbeitenden grosszügige Arbeitsplätze mit zukunftsträchtigen Perspektiven.

30 Jahre Typotron AG – 25 Jahre Typotron-Schriftenreihe – 30 Jahre Atelier-Galerie und Bühne: Ein Grund zum Feiern und dankbar zu sein.

St.Gallen, 21. März 2007 Rolf Stehle

25. Veröffentlichung in der von der Typotron AG herausgegebenen Schriftenreihe.

Text, Bild, Fotos und Gestaltung: Max Oertli
Lektorat: Liana Ruckstuhl, St.Gallen
Schriften: Joanna Roman und Gill Sans Bold, beide von Eric Gill
Papier: Umschlag Munken Lynx 240 g/m², Inhalt Munken Lynx 120 g/m²
geliefert von Sihl + Eika Papier AG, www.papier.ch
Satz, Lithos, Druck: Typotron AG, St.Gallen
Ausrüstung: Buchbinderei Schlatter AG, Liebefeld BE

ISBN 978-3-908151-43-2

Typotron AG für die gedruckte Kommunikation, CH-9016 St.Gallen
info@typotron.ch, www.typotron.ch

Die Typotron-Hefte sind im Buchhandel erhältlich oder können direkt beim Verlag bezogen werden.

IM ALTER VON (60) JAHREN
TRAF ICH IN DER GIESSEREI RANCATE
EINE BETAGTE, ABER SEHR DISKUSSIONSFREUDIGE KOLLEGIN.....

SIE ARBEITETE AN EINER ABSTRAKTEN FIGUR – SCHIEN ABER IM MOMENT NICHT WEITERZUKOMMEN. NACH EINIGEM HIN UND HER PLÖTZLICH IHRE FRAGE: "WA WÜRED DENN SIE DO MACHE?" ICH HATTE ES MIR SCHON ÜBERLEGT: "ICH WÜRDE EINE TRENN-SCHEIBE NEHMEN UND ZWEI PLASTIKEN DARAUS MACHEN." IHRE VERBLÜFFENDE ANTWORT: "DO CHÖNTET SIE NO RÄCHT HA – WÜRED SIE DAS BITTE MACHE FÜR MICH?" JETZT WAR ICH SCHOCKIERT! EINE KÜNSTLERIN, DIE ENTSCHEIDENDE FRAGEN EINFACH EINEM UNBEKANNTEN KOLLEGEN ÜBERLÄSST? UNMÖGLICH! ABER IM MOMENT WAR HILFE GEFRAGT – UND SCHON WAREN WIR BEIDE AN DER ARBEIT: JEDES AN EINEM TEILSTÜCK – UND BEI DIESER ARBEIT ERKANNTE ICH SIE WIEDER: CORNELIA FORSTER DIE MIR VOR 40 JAHREN DIE LEITPLANKEN GELEGT HATTE! HEUTE, SELBST IM ALTER VON 85 JAHREN BIN ICH GLÜCKLICH MIT JUNGEN KOLLEGEN ZUSAMMENZUARBEITEN UND SAGEN ZU KÖNNEN:

"MACH SCH DA BITTE FÜR MICH? DA CHAN ICH NÜME....!"

IM FOKUS VERSCHIEDENER –

MAN SIEHT SOFORT, DASS ER EIN
KÜNSTLER IST, DENN ER TRÄGT EINE
BRILLE, EINEN SCHNAUZ UND EINE
FRAU UND CA. 3 KINDER DURCHS
LEBEN.

ALS SEILTÄNZER ÜBER SEINER
KUNSTARENA HAT ER ZEITLEBENS
OHNE NETZ GEARBEITET. ER MUSS
NUR AUFPASSEN, DASS ER MIT DEN
FÜSSEN IMMER SCHÖN AUF DEM
SEIL BLEIBT!

MEHR MALER ODER MEHR BILDHAUER?
EHER MENSCH UND KÜNSTLER UND VOR
ALLEM BEIDES GLEICHZEITIG.

HEUTE STÜRZEN SICH SCHEINTS AUCH
FRAUEN INS BILDHAUERLEBEN –
Z.B. SEINE FRAU MARGRIT...

ZEITGENOSSEN

MEIN GOTT WAS FÜR EIN MATERIAL-
AUFWAND – SCHAFF DOCH BITTI NID
SOVIEL DENN CHÖNTED MIR RUHIG
OHNI SCHULDE LÄBE! (EHEFRAU!)

WIR ERLEBTEN EINEN HOCHINTER-
ESSANTEN KUNSTNACHMITTAG –
AM BESTEN GEFIEL ES MIR AUF DER
GIREIZI!

SEISMOGRAPH UND DICKHÄUTER IN
EINEM – GRENZGÄNGER ZWISCHEN
GRÖSSEN UND SCHWÄCHEN.

MAX OERTLI LIEBT NICHT DAS WAS
ER MALT – ER MALT DAS WAS ER
LIEBT.

ER IST SO WIE ER IST MEIN GROSPI
– SO MAG ICH IHN....

